

# Jehova hilft

Erweiterte Ausgabe von

„Meine flucht“

Erfahrungen unter der Sowetherrschaft,  
wie der Herr hindurch- und herausgeholfen hat.

„In wie viel Not  
Hat nicht der gnädige Gott  
über dir Flügel gebreitet.“

3. Auflage. 6. bis 8. Tausend.

Abt. Kroeker, Mountain Lake, Minn., U. S. A.  
Selbstverlag.

## Kurze Andeutung des Inhalts.

Als Schriftleiter eines politisch unparteiischen, aber nicht kommunistischen christlichen Blattes, das unter den andern deutschen Zeitungen mit am weitesten in Südrußland und darüber hinaus verbreitet war, wurde von den Sowettbehörden beschlossen, daß ich als Contre-Revolutionär arretiert und erschossen werden sollte. Gott fügte es wunderbar, daß ich, ohne vorherige Warnung, grade vorher noch flüchten konnte. In vielen Strapazen und beständiger Todesgefahr habe ich mich dann über ein Jahr lang an vielen Plätzen in Stadt und Land verstecken können, bis es mir gelang, über die Grenze und zuletzt nach Amerika zu kommen. Diesseits der Grenze brach meine Gesundheit zusammen, und die Aerzte in Amerika sprachen mir das Leben ab. Doch dem Herrn gefiel es, mir die notwendige Kraft zu verschiedenen Reisen zu geben und endlich mich ganz gesund werden zu lassen. Ueber drei Jahr war ich von meiner Familie getrennt, bis sie mir auch nach Amerika folgen konnte, wo wir gegenwärtig unsers Vermögens beraubt, mit den Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen haben.

Mein ältester Sohn hat in jener schweren Zeit sieben ein halb Monate des schwersten Kerkers durchlebt.

Neben vielem andern sind auch mein Alter und meine hochgradige Kurzsichtigkeit mit eine Ursache, daß ich meine Rettung einzig der bewahrenden und wunderbaren Führung des Allerhöchsten zuschreiben und Ihm alle die Ehre geben muß.

A. R.

# **Jehova hilft.**

Erweiterte Ausgabe von

## **„Meine Flucht“**

**Erfahrungen unter der Sowetherrschaft,  
wie der Herr hindurch- und herausgeholfen hat.**

„In wie viel Not  
Hat nicht der gnädige Gott  
über dir Flügel gebreitet.“

3. Auflage. 6. bis 8. Tausend.

**Abt. Kroeker, Mountain Lake, Minn., U. S. A.**

**Selbstverlag.**

In Canada zu haben bei:

**J. A. Kroeker, 432 William Ave., Winnipeg, Man.**

In Deutschland:

**Evangelische Buchhandlung Paul Ott in Gotha;**

und

**J. G. Duden Nachf., Jäger Str. 11, Cassel.**

## Vorwort.

---

Daß ich in unzähligen Gefahren gerettet bin, und daß ich mit meiner schwächlichen Konstitution nur zeitweilig an meiner Gesundheit geschädigt wurde und der Zusammenbruch meiner Gesundheit erst eintrat, als ich außer Gefahr seitens der Bolschewisten war, das hat ohne Zweifel einen bestimmten gottgewollten Zweck: Gott wollte mich meiner großen Familie, von der ich so plötzlich weggerissen wurde, erhalten. Ich nehme aber auch an, daß ich hier in Amerika oder wo es auch sei, nach diesen schweren aber auch angesichts der offenkundigen Hand Gottes über mir so herrlichen Erfahrungen ein Zeuge sein sollte: Gott existiert und zwar nicht nur in nebelhafter Ferne: Er bekennt sich zu unsern Gebeten. Und was das Wort Gottes über den Dienst und Schutz der Engel sagt, (Psalm 34, 8. 91, 11., Ebr. 1, 14). ist Wirklichkeit. Diese Mitteilungen können vielleicht auch Ungläubige und Zweifler zur Ueberzeugung bringen an die Wirklichkeit der im Worte Gottes geoffenbarten Wahrheiten, ebenso auch die Gläubigen in ihrem Gottvertrauen stärken. Aber auch, was die kommunistische Bewegung betrifft, da dürfte mein entschiedenes Zeugnis wohl mancherorts Beachtung finden: So ist es, und nicht wie verschiedene Zeitungen es darzustellen pflegen: Lenin sei der größte Wohltäter Rußlands und dergl. mehr.

Das Wesentliche über meine Flucht ist schon zweimal im Druck erschienen, aber mehr als Manuskript. Meine Familie war noch in Rußland, und ich hatte Ursache zu

fürchten, daß man an ihr scharfe Maßnahmen ausüben würde, wenn es in weiter Oeffentlichkeit erscheinen würde. Nur nachdem diese aus Rußland war, habe ich in der letzten Zeit die Schrift mehr offen verkauft.

Ich muß auch bei dieser Ausgabe sehr vorsichtig sein, um nicht Personen, die mir auf der Flucht in irgend-einer Weise einen Dienst erwiesen haben, zu schädigen. Uebrigens wenn die Bolschewisten dies wollten, müßten sie Tausende suchen und richten, unter ihnen auch Kom-munisten, und sogar Tschekisten. Manche Episoden muß ich also direkt auslassen und andere nur mehr in den allgemeinen Zügen schildern, besonders aber nicht Namen nennen. Ich hoffe, Gott wird mich auch in diesem in Gnaden ansehen und mein Gebet erhören, daß nicht durch diese Veröffentlichung irgend jemand zu leiden hat.

„Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet.“ Psalm 68, 21.

Ihm weihe ich auch diese Schrift.

H. R.

## Unter der Zarenherrschaft.

Bis vor 30 Jahren gab es unter den ungefähr 80,000 rußländischen Mennoniten, zu denen ich auch gehörte, keine periodische Literatur, nicht einmal einen Kalender. Die Ursache lag wohl zum Teil in unserer traditionellen Zurückhaltung, hauptsächlich aber in der Schwierigkeit, die notwendige Zensurerlaubnis zu erhalten.

Meine Schulbildung war sehr mangelhaft, ich hatte eigentlich nur einen übrigens recht guten Dorfschulunterricht genossen. Im 19. Lebensjahr befehrt, fühlte ich bald die Aufgabe für den Herrn zu arbeiten. Meine Kenntnisse hatte ich versucht durch Selbstunterricht zu erweitern. 27 Jahre alt wurde ich zur Mitarbeit am Wort herangezogen und etwas später auch als Prediger der Menn. Br. Gem. gewählt. Wie es in diesen Gemeinden kirchliche Tradition ist, dienen an einer Gemeinde meistens mehrere Prediger, und zwar ohne Gehalt neben ihrem Beruf als Landwirt oder Geschäftsmann, usw. So auch ich. Der Herr führte mich im Winter 1895—96 auf den Gedanken mit der Herausgabe eines christlichen Buchkalenders einen Anfang zu machen. Meine lückenhafte Bildung machte mir starke Bedenken. Ob dieser Weg nach Gottes Willen sei, wollte ich nun daran erkennen, ob ich die Erlaubnis dazu von der Zensur erhalten würde. Christliche Werke mußten durch eine doppelte Zensur gehen, eine politische und eine geistliche. Beide Institutionen waren ähnlichen Bestrebungen nicht günstig. Das Manuskript kam erst nach ca. 5 Monaten zurück, aber ohne wesentliche Streichungen, war also in der Hauptsache erlaubt. Ich habe

dann später immer an der Ueberzeugung festgehalten, daß der Herr mich in diese Arbeit geführt habe, worin mich auch die weitere Erfahrung bestätigte.

Der erste Buchkalender erschien für das Jahr 1897. Zwei Jahre später kam mein Verwandter, Sak. Kröker, aus Deutschland von der Schule. Wir gaben dann zusammen auch einen Abreißkalender heraus. Beide Ausgaben wurden in der Folge in hohen Auflagen gedruckt und verbreitet unter Mennoniten und Nicht-mennoniten.

Eine Eingabe, die wir 1902 an das Ministerium des Innern machten, um die Erlaubnis zur Herausgabe eines christlichen Blattes, wurde nach längerer Zeit abschlägig beantwortet. Wir waren genötigt, dieses Blatt zunächst in Deutschland drucken und von da versenden zu lassen. Erst vor Weihnachten 1905, als die politische Luft in Rußland anfing milder zu wehen, erhielten wir die Erlaubnis, unsere schon 2 Jahre von Berlin aus herausgegebene „Friedensstimme“ in Halbstadt, Gouv. Laurien drucken zu dürfen. Unterdessen hatten wir uns mit noch einigen Brüdern vereinigt und dann in diesem Zentrum von ca. 80 deutschen Dörfern in unmittelbarer Nähe, und noch viel mehr in kürzerer oder weiterer Entfernung eine Buchhandlung und ein Druckgeschäft erworben und bedeutend erweitert.

Unsere „Friedensstimme“ erschien zunächst einmal wöchentlich. Bald aber machten die Umstände es erforderlich, daß sie zweimal die Woche und mehr als Zeitung herausgegeben werden mußte. Die meisten unserer Leser verzichteten auf eine politische Tageszeitung, als die Friedensstimme etwas mehr Welt- und Zeitereignisse brachte und dieses vom christlichen Standpunkt beleuchtete. Die Zahl der Leser wuchs, und es waren zuletzt nur wenig unter unserm Volk, die nicht die „Friedensstimme“ lasen. Sie ging aber auch weit

über die Grenzen des Mennonitentums hinaus. Sie war ja auch nicht Organ einer Gemeinschaft, war immer bestrebt, das Konfessionelle nicht zu sehr in den Vordergrund zu rücken.

1910 ging Pred. Jaf. Kröker nach Deutschland und ich blieb verantwortlicher Redakteur, hatte aber eine bedeutende Anzahl tüchtiger christlich gesinnter Mitarbeiter. Die Arbeit an dem Blatt gestaltete sich teilweise auch zum Kampf gegen die Schäden in unserer Gesellschaft. Mein Grundsatz war und blieb immer, weder durch Lob noch durch Tadel oder sogar Drohungen mich von dem Weg ablenken zu lassen, den ich vor Gott als den richtigen erkannt hatte. Besonders war mir eins klar, daß Jesus in vielen seiner Worte sich auf die Seite der Armen stellte, für alle Unterdrückten eintrat. Deshalb bin ich von Reichen und gesellschaftlich Hochstehenden vielfach angegriffen worden, offen und im Geheimen.

Mein Blatt stand unter Zensur. Doch waren die Herren Zensoren liberal und uns wohlgesinnt, so daß sie uns die Arbeit nie schwer gemacht haben. Einmal, als ich die willkürlichen Handlungen des Direktors der Schulen im Laurischen Gouv., Margaritow und seines gefügigen Werkzeugs, Lehrer Kudin, beleuchtete, erhielt ich eine ernste Verwarnung von dem Laurischen Gouverneur.

Am 25 Oktober 1925, einige Monate nach Ausbruch des Krieges, wurde vom Odeßer General-Gouverneur alles Deutschdrucken, angefangen von Büchern und Zeitungen bis zu einer gewöhnlichen Visitenkarte, unter Androhung von 3000 Rubel Strafe oder 3 Monaten Gefängnishaft, unter Umständen auch mit Verschickung nach Sibirien, verboten. Bücher, die nichts mit Politik zu tun hatten und im Druck beinahe beendet waren, durften nicht zu Ende gedruckt werden.



Unsere Druckerei hatten wir in dieser Zeit bedeutend vergrößern müssen und Millionen Schriften, fast ausschließlich christlichen Inhalts, durften wir in deutscher und russischer Sprache unter das Volk bringen. Unser Geschäft ist auch in deutschländischen Kreisen unter dem Namen „Raduga“ bekannt. Jetzt wurde z. B. auch der Druck evangelischer Traktate in russischer Sprache verboten und schließlich wurde das ganze Geschäft unterdrückt, d. h. jeder Druck oder Verkauf verboten, vorgeblich weil wir ein Nest stundistischer Propaganda seien. Doch gelang es, nach einigen Monaten und nach kostspieligen Bemühungen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Dann erschienen aber die berüchtigten Liquidationsgesetze von 1915, vom Kaiser unterschrieben, ohne die Duma befragt zu haben, auf Grund welcher den Deutschen das Land, industrielle Geschäfte und anderes weggenommen werden sollte, Wir Deutschen sollten zu Parias heruntergedrückt werden. Es stellte sich heraus, daß auch unser Geschäft diesen Gesetzen unterlag. Die russländischen Deutschen und insbesondere die Mennoniten waren immer loyale Untertanen gewesen. Die Mennoniten hatten im Anfang des Krieges Millionen Rubel in Geld und Produkten zur Linderung der Nöte des Krieges gespendet (fürs Rote Kreuz, für arme Soldatenfrauen usw.) Ungefähr 600 jüngere und auch ältere Männer, bis 58 Jahre, hatten sich freiwillig in den Dienst der Krankenpflege (als Sanitäre) gestellt. Ungefähr 12,000 junge Mennoniten waren, wie alle andern, den Gefahren und Strapazen des Kriegslebens ausgesetzt. Ich war mir bewußt, mein Blatt als guter russischer Patriot geleitet zu haben.

Solche Maßnahmen mußten wir unwillkürlich als die größte Ungerechtigkeit empfinden.

Wie atmeten wir alle so frei auf, als wir anfangs

März 1927 die Kunde erfuhren von der verhältnismäßig leicht und mild verlaufenen Revolution, durch die auch die Maßnahmen gegen die Deutschen, entweder aufgehoben waren oder doch größtenteils ihre Kraft verloren hatten.

Ich habe dieses geschrieben, damit man nicht meine, daß wir, die wir unter dem Bolschewismus so schwer gelitten haben, alle Anhänger des alten Regierungssystems gewesen seien; oder daß ich in der Leitung des Blattes den Standpunkt des Kapitalismus vertreten habe.

### Neue „Umstürze.“

Im Februar 1918 fand in unserer Gegend der erste bolschewistische Umsturz statt, Ein Kommissar, dessen Persönlichkeit wohl von unserm Volk bis heute nicht festgestellt werden konnte, ein Wüterich sondergleichen, verübte mit einer Anzahl roher Menschen, eine Reihe von Mordtaten ohne Gericht und in einer sehr brutalen Weise. In dem nahen Groß-Lokma wurden zwei Kaufleute vorher bestialisch gequält. Die Opfer in Halbstadt waren: ein junger russischer Arbeiter, der sich unzufrieden über die Plünderungen dieser Menschen ausgesprochen hatte, ein frommer mennonitischer Gutsbesitzer, ein tüchtiger Lehrer einer Mittelschule und andere unschuldige Menschen. Ich muß es heute noch als eine wunderbare Führung Gottes ansehen, daß ich damals nicht zu Hause war, sonst wäre ich wohl auch unter den Opfern gewesen. Ich hatte es als meine Pflicht angesehen, mich gegen den Bolschewismus klar und entschieden auszusprechen. Nach der Revolution des ersten März druckten wir wieder, wenn auch nicht regelmäßig unser Blatt, Andere hatten sich, auch öffentlich, nicht weniger entschieden ausge-

sprochen, gegen mich lagen die Beweise tausendfach Schwarz auf Weiß vor.

Nach einigen Monaten entsetzlichen Terrors (Frühling 1918) besetzte das deutsche Militär unsere Gegend. Die Sowethelden flüchteten, lange vorher, ehe sie einen Schuß der Deutschen hören konnten. Wir konnten nicht anders als das Erscheinen der deutschen Truppen wie eine Befreiung aus schwerster Notlage ansehen. Sie führten ein strammes Regiment ein, und das tat allen wohl, auch den Russen. Doch daß wir die Bevorzugten waren, erregte auch den Neid der Russen.

Für das geistliche und sittliche Leben unter unsern Mennoniten war die Herrschaft der Deutschen nicht günstig. Auch in politischer Beziehung verlor man vielfach die notwendige nüchterne Beurteilung. Die meisten wähten, daß jetzt alle Gefahr vorüber wäre, Deutschland gewinne unbedingt den Krieg, und wir würden auch in Zukunft eine bevorzugte Stellung den Russen gegenüber einnehmen. Die deutschen Militärbehörden aber versuchten augenscheinlich in den vielen deutschen Ansiedlungen Südrußlands einen strategischen Stützpunkt zu gewinnen. Es wurden sogenannte Selbstschutzgruppen gebildet, die vom deutschen Militär gedrillt wurden. Freilich wurde niemand direkt zu diesen Übungen gezwungen, doch wurde es uns als moralische Pflicht sehr nahe gelegt, daß alle jungen Männer daran teilnehmen sollten. Dieses war aber direkt gegen das seit der Reformation festgehaltene mennonitische Prinzip der Wehrlosigkeit. Unser Blatt wurde unter eine so strenge Militärzensur gestellt, wie ich sie früher nie erfahren hatte. Es war bekannt, daß ich mit den Bestrebungen des deutschen Militärs nicht mitging, und ich habe mir da manche Demütigung müssen gefallen lassen.

Nach ungefähr einem halben Jahr mußte das deutsche Militär die Ukraina räumen. Wir trieben, nach allem zu urteilen, der Anarchie entgegen. In dieser Zeit machte mir in unserm Geschäft ein deutscher Unteroffizier, dem ich nicht als gefügiges Werkzeug dienen wollte oder konnte, einen Skandal, unter anderem machte er eine indirekte Todesandrohung. Für solchen Ueber-eifer konnte natürlich die Leitung dieser Heersteile nicht verantwortlich gemacht werden, es mag auch nur ein Versuch gewesen sein, mich einzuschüchtern; doch zeigt es den Geist, der eine Zeitlang gegen mich herrschte.

Dieses ist ein weiterer Beweis, daß ich weder ein Vertreter des alten Regierungssystems russischen oder deutschen Stils, noch auch des Kapitalismus oder Militarismus gewesen bin. Ich meine, Gott hat mir einigermaßen die Gabe des objektiv richtigen Urteils in religiösen, gesellschaftlichen und politischen Fragen gegeben. Ich habe nicht meine Meinung nach dem jeweils herrschenden Wind gerichtet, durfte übrigens oft nicht sagen, was ich gern gesagt hätte. Ich bin manchmal innerlich gedrückt einher gegangen, während andere in heller Begeisterung aufjauchzten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ich in der Regel richtig gefühlt und oft auch das Richtige ausgesprochen hatte.

Es folgten nun verschiedene weitere „Umstürze“\*) die in der Regel viel Verluste Aufregung und oft Schrecken verursachten. Gott führte es so, daß es uns, mir und meiner Familie gar nicht schwer fiel, als wir endgültig und vollständig unser ganzes irdisches Vermögen verloren. An diesen Gedanken hatten wir uns

---

\*) „Pereworot“ (Umdrehung, Umsturz) nennt man in Rußland die Revolution, die tatsächlich das Oberste zuunterst gedreht hat. A. R.

längst gewöhnt. Die vorhergehenden Prüfungen mußten uns vorbereiten, in der Zeit der schwersten Verhältnisse unser einziges Vertrauen auf den Herrn zu setzen.. 2. Kor. 1, 8 bis 10.

Sin der Nacht vom 25. auf den 26. März alten Styls 1919 mußten wir plötzlich flüchten, und weil wir nicht ein Fuhrwerk hatten, auch keins zu mieten war, mit der Familie 7 Werst (Kilometer) zu Fuß gehen, wobei ich ein leidendes neunjähriges Kind vielleicht beinahe die Hälfte des Weges tragen mußte.

Im September desselben Jahres nahm ich an einer Konferenz in dem Dorfe Rudnertweide teil. Am ersten Konferenztage kam der Kanonendonner immer näher. Wir wußten nicht, welche Partei im Anzuge sei. Den zweiten Tag morgens sagte man, die Machnowzen seien ganz nahe (Machno war ein wenig gebildeter Bauernsohn, später Lehrer, dann wegen Mord nach Sibirien verschickt, 1917 frei geworden, in den Wirren jener Zeit übernahm er die Führung einer anarchistischen Partei, die wegen ihrer entsetzlichen Raub- und Mordlust den Namen einer Räuberbande schlimmsten Characters verdient.) Um 10 Uhr vormittag fuhren die Konferenzteilnehmer eilig auseinander. Mir sagten meine Halbstädter Kollegen: Du darfst nicht nach Hause kommen, für dich ist es zu gefährlich. Ich beriet mit der Bauernfamilie, wo ich im Quartier war, wo ich mich am besten verstecken könnte. Sie meinten, im Garten, wo die Bäume mehr dicht wären. Die Ankunft der Bande verzögerte sich mehr, als wir alle voraussetzten. Deshalb ging ich nach einigen Stunden durch die Hintertür ins Haus. Ich war soeben drinnen, als sie angestürmt kamen, aber nicht, wie wir meinten, die Straße entlang, sondern durch die Gärten usw. Was wäre mir geworden, wenn sie mich dort in Sonntagskleidern ge-

funden hätten. Während wir sahen, daß die Horden aus dem Nachbarshause Haufen von Kleidungsstücken und andere Wertfachen hinaustrugen, ist in den Zimmern, wo ich mich aufhielt, nicht ein Soldat gewesen. Unser Hof machte ebenso wie der des Nachbarn und anderer den Eindruck von gutem Wohlstand. Sie begnügten sich hier aber damit, die besten Pferde aus dem Stall, Pferdegeschirr und vielleicht noch einiges mitzunehmen. So habe ich auch schon vor der schwersten und längsten Probe immer wieder die schützende und alles leitende Hand Gottes erfahren.—Einmal besuchte ich in der Machnowzenzeit eine reichgewesene Frau, deren Mann geflüchtet war. Die Not hatte sie beten gelehrt, und sie teilte mir noch verschiedene diesbezügliche Erfahrungen mit, als plötzlich einige junge Burschen, anscheinend 17 bis 18 Jahre alt, hereinstürmten, wobei einer sofort den Revolver auf mich richtete mit dem Befehl: „Hände hoch.“ So mußte ich längere Zeit mit erhobenen Händen, den Revolver vor der Stirn, stehen, während ich untersucht wurde. Beinahe alles Bargeld und meine Uhr hatte man schon zwei Tage vorher geraubt, so daß sie sich ärgerten, wenig bei mir zu finden. In dieser Zeit wurde der Frau gesagt, daß man jetzt ihre letzten zwei Schweinchen holen werde. Ich bat nun für die Frau, die wohl einmal reich gewesen sei, jetzt aber nicht mehr, die schwächlich und ungesund sei usw. Das reizte ihren Born, und sie drohten mit mir so zu handeln, wie man in Blumenort getan habe. (Dort waren 20 Personen bestialisch umgebracht). Als einer mir das Messer aus der Tasche holte, bat ich, sie möchten mir das doch lassen, ich habe kein anderes Taschenmesser. Der Bursche schrie mich an: Meinst du, ich bin ein Räuber? Da wollte es grade bei mir herausplatzen: Was bist du denn? Es war gut, daß ich mich beherrschte; es

wäre wahrscheinlich mein Tod gewesen.—Man meint in solchen Momenten, man sei gar nicht aufgeregt gewesen, doch nachher spürt man die Wirkung in den Nerven.— Viel ernster war eine Nacht, wo nicht nur ich in Lebensgefahr war, sondern auch Frau und Töchter nur wie durch ein Wunder vor Gewalttaten bewahrt blieben. Unter solchen Einwirkungen verliert irdisches Vermögen seine Bedeutung.

Anfangs Dezember 1919 machten gewisse geschäftliche Angelegenheiten es erforderlich, daß ich in die Krim reiste. In dieser Zeit näherte sich die Front der Molotshnakolonie, und andererseits war die Verkehrsmöglichkeit gegen Weihnachten dieses Jahres fast unmöglich. In den Weihnachtstagen wurde die Molotshnakolonie—so wurde unsere ganze Gegend, die vorher erwähnten 80 deutschen Dörfer genannt—von den Bolschewisten besetzt. Ich war nun annähernd 6 Monate von meiner Familie getrennt. Die schrecklichsten Gerüchte gingen über die Vorgänge an der Molotshna um, zuverlässige Berichte fehlten vollständig. Namentlich von meiner Familie hörte ich absolut nichts. Durch Gottes Fügung bekam ich in der Krim befriedigende Beschäftigung. Diese Zeit war für mich auch sehr schwer. Doch war auch dieses eine Vorbereitung auf das viel schwerere, das bald kommen sollte.

Anfangs Juni 1920 wurde Halbstadt und Umgegend von der Wrangelschen Armee eingenommen. Als ich das erfuhr, eilte ich nach Hause und traf die Meinen verhältnismäßig wohl an. Die Sowetherrschaft war dieses Mal an der Molotshna ziemlich mild gewesen, während in dem nahen Verdjansk auch in dieser Zeit einige hervorragende Mitglieder unserer Mennonitischen Gemeinschaft arretiert wurden und schließlich das Leben geben mußten.

Nur ungefähr viereinhalb Monate konnten wir uns einer verhältnismäßigen Ruhe erfreuen. Fast täglich hörten wir den Kanonendonner, einige Mal flogen die Geschosse in unsern Ort. Wir hatten beständig Soldateneinquartierung. Aber weil nicht, wie später, systematisch alles fortgenommen, sondern in der Regel alles bezahlt wurde, war das doch nicht besonders schwer.

Eine Anzahl der Molotschnadörfer ging noch öfters von einer Hand in die andere. Die Post arbeitete sozusagen gar nicht. Unser Papiervorrat war sehr gering. Meine Kollegen im Geschäft wollten unter diesen Verhältnissen nicht anfangen, das Blatt erscheinen zu lassen. Uebrigens war man allgemein der Ueberzeugung, daß die Armee Wrangels die Front halten und endlich siegen werde.

Ich glaubte, der Sache und unserem Volk es schuldig zu sein, diesem die entsprechende geistige Speise darzureichen, weil irgend etwas anderes in dieser Hinsicht nicht da war. Ich sah wohl die damit verbundene Gefahr für mich, falls die Roten doch wieder unsere Gegend besetzen würden. Ich dachte aber auch an die Soldaten im Feld, die für die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit ihr Leben riskieren und viele Unannehmlichkeiten ertragen müssen. Kurz, auf mein Dringen wurde das Werk wieder angefangen.

### **Ein plötzliches Abschiednehmen vielleicht auf Nimmerwiedersehen in diesem Leben.**

Nur etwas mehr als einen Monat konnten wir diese Arbeit tun. Am 16. (29.) Oktober 1920, für uns alle eigentlich unerwartet, ehe verschiedene andere und auch



ich dazu kamen, flüchten zu können, waren die Roten wieder da. Vorher hatte Polen mit Sowietrußland Frieden geschlossen und war dadurch sehr viel Militär frei geworden. Daß auch Machno jetzt an Brangel, mit dem er kurze Zeit vereinigt war, Verrat geübt und mit den Bolschewisten kämpfte, erfuhren wir erst jetzt. Fast endlose Reihen roter Soldaten zogen durch unsere Dörfer in den Süden, in die Krim. Vor solcher, vielleicht mehr als zehnfachen Uebermacht konnten die Weißen freilich nicht stehen.

Kurz vorher hatte ich in einer russischen Zeitung gelesen, daß bei der Einnahme des Kaukasus laut einem bolschewistischen Dekret alle Redakteure und hervorragenden Mitarbeiter von antibolschewistischen Zeitungen erschossen werden sollten. Es fragte sich nun: Werden sie auf unser kleines Blatt, das jetzt nur ganz kurze Zeit herausgegeben worden war, aufmerksam werden? 2) Wird es als antibolschewistisch qualifiziert werden? Ich hatte freilich nicht in ihrem Sinn geschrieben, sondern unter anderem auch manches gegen sie gesagt. Ich hatte aber auch als Vertreter der mennonitischen Wehrlosigkeit nie zu bewaffneter Gegenwehr aufgefordert. Andererseits war ich mir bewußt, daß ich immer wieder für die Armen eingetreten war, für die Tereker Ansiedler in ihrer schweren Periode, für die armen sibirischen Ansiedler aus unserer Gegend, für die russischen Diensthoten usw. Ich hoffte einigermaßen, ob mich diese offenbare Tatsache retten könnte.

Als Kriegskommissar wurde ein Mann nach S. geschickt, der früher längere Zeit in unserer Druckerei als Setzer gearbeitet hatte. Obzwar mir der Mann nicht gefiel, hatte ich doch nie einen Konflikt mit ihm gehabt. Ich mußte annehmen, er könnte nichts Persönliches gegen mich haben.

Die Herausgabe des Blattes hatten wir natürlich sogleich eingestellt. Vielleicht würde es helfen, die Sache zu vertuschen.

In der ersten Woche forderte er sich von unserem Geschäft die im Sommer 1920 herausgegebenen Nummern des Blattes. Den darauffolgenden Sonntag ging ich zu ihm in seine Privatwohnung, um ihn zu fragen, ob mir Gefahr drohe. Als Letzter aus den Ostseeprovinzen konnte er gut deutsch, wir hatten früher immer mit einander deutsch gesprochen. Jetzt sprach er nur russisch. Er war außerordentlich freundlich, entschuldigte sich, daß er die „Fr.“ habe fordern lassen; er müsse nächstens über solche Angelegenheiten Bericht erstatten. Trotzdem bekam ich den Eindruck, daß die Sache nicht gut stehe. Er wiederholte einigemal: **Bis jetzt** sind noch keine Maßnahmen getroffen. Er hätte mich arretieren können und ich wäre nicht mehr lebendig aus ihren Händen gekommen. Daß er vor Bluttaten nicht zurückschreckte, hat die spätere Erfahrung gelehrt. Gott ließ es nicht zu.

Am Sonnabend vorher war bei mir, wie auch bei mehreren andern in S. Haussuchung nach Gewehren, Kronsfachen, Schreibwaren, Apothekertwaren und ähnlichem. Es wurde etwas weggenommen, aber sonst verlief die Sache sehr erträglich.

Montag oder Dienstag erfuhr ich, daß die „Außerordentliche Kommission“ (Tscheka) in S. angekommen sei. In diesen Tagen wurde auch der Amerikaner E. Kraß zum zweiten Mal verhaftet.

Dieser junge fromme Mennonitenbruder war schon einmal bei der Einnahme unserer Gegend, verhaftet und ausgeraubt worden. Auf ernste Vorstellungen einiger erfahrener Männer, wobei sie besonders darauf hinwiesen, daß Kraß Amerikaner sei und lediglich zwecks

der Hilfeleistung zur Linderung der Kriegsnothe nach Rußland gekommen, wurde er frei gelassen. Er verhielt sich durchaus still, mischte sich jedenfalls in keine Politik. Nach seiner zweiten Verhaftung wurde er von einem Gefängnis zum andern geführt und in der verschiedensten Weise beleidigt. Schließlich hat man seine Spur verloren. Er muß als unschuldiges Opfer des bolschewistischen Terrors, der irgendwo und irgendwie angekommen ist, angesehen werden. In Pennsylvanien trauert seine Mutter um ihn.

Donnerstag morgens erfuhr ich, daß unser Kollege D. J. verhaftet sei (Er wurde nach zwei Tagen frei gelassen). Ferner theilte mir jemand mit, einer der Tischkisten habe zu ihm gesagt, in S. und Umgegend werden sie wohl ungefähr fünfzig Mann erschießen müssen; und daß ich in solchem Fall einer der ersten sein würde, war mir klar.

Als ich am 29. Oktober von einem kurzen Ausgang nach Hause kam, war bei mir gerade eine Fuhr mit Spreu, die ich bestellt hatte, angekommen. Ich half, sie abladen. Als ich danach ins Zimmer kam, theilten mir die Angehörigen mit, daß Heinrich Franz (Fabrikbesitzer; er ist im Gefängnis an Hungertyphus gestorben) und der Postmeister unsere Straße heruntergeführt und daß auch noch einige andere schon arretiert seien. Weiter sagte meine Frau: „Jetzt ist es Zeit, daß du dich auch wegbringst.“ Nun folgte ein sehr flüchtiges Abschiednehmen von den grade anwesenden Familiengliedern und ich fuhr mit den Russen, die die Spreu gebracht hatten, mit nach S., wo mein Bruder wohnte. Es war kurz vor Mittag. Ich habe mein Haus seitdem nicht mehr gesehen.

Noch denselben Tag erfuhr ich, daß vielleicht 10 bis 15 Minuten nach meiner Abfahrt die Soldaten dage-

wesen seien, um mich mitzunehmen. Es stellte sich heraus, daß die Beamten und Soldaten die Hauptstraße von Muntau nach Neuhalbstadt fuhren, während wir mit dem Leiterwagen ohne meine Veranlassung eine Straße höher fuhren.

### Bei Deutschen und Russen, Bekannten und Unbekannten.

In S. war ich einige Stunden bei meinem Bruder, ging dann aber in ein anderes Haus, wo man mich voraussichtlich nicht bald suchen würde. Hier erfuhr ich noch, daß ein Mitglied der Tscheka und einige Soldaten nach S. gekommen seien und dort über Nacht blieben. Für mich wurde alles vorbereitet, daß ich im Falle der Gefahr durch das Fenster flüchten und mich verstecken könnte. Die Nacht ging aber ruhig vorüber.

Am andern Morgen, noch bei Mondschein, machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach einem andern Dorf. Was ich bei diesem dreistündigen und später noch manchem ähnlichen Gang an inneren Kämpfen, Gebetsringen usw., anderseits aber auch an Tröstungen aus dem oberen Heiligtum erfahren habe, läßt sich nicht in Worten ausdrücken.

In diesem Dorfe hielt ich mich drei Tage auf. Hier erhielt ich auch die Nachricht, daß man meiner Familie in S. schwer zusetze, sie solle den Vater stellen. Die Einzelheiten, d.h. wie schmerzhaft es war, habe ich erst später erfahren. Man drohte, das Haus anzuzünden, das ganze Vermögen zu konfiszieren, alle zu arretieren usw. Meine Frau wurde mehreremal, wenn der Vordermann der Roten kam, so angeschrien, als ob er sie sogleich niederschlagen werde. In Wirklichkeit hatte die ganze Familie Hausarrest. Wenn jemand nur in

den Garten ging, wurde er von einem Soldaten begleitet. Mitunter wurde aber auch in listiger Weise und mit freundlicher Miene gesagt, mir werde, wenn ich nach Hause komme, nichts geschehen, man werde mich nur ausfragen.

Ich stand nun an der Frage: Soll ich nach Hause gehen und mich den Behörden stellen? Ich machte die Sache zum ernstesten Gebetsgegenstand, und hätte ich die innere Aufgabe verspürt, dann hätte ich mich auch gestellt. Die hiermit verbundenen Kämpfe wären jedenfalls noch viel schwerer gewesen, wenn ich mehr bis ins Einzelne erfahren hätte, wie schwer es zu Hause sei. Eine Stimme in mir sagte deutlich: Nicht nach Hause, sondern weiter ab, ich schwebte auch hier in Lebensgefahr. Trotzdem machte ich das Weiterfahren von gewissen Umständen abhängig.

Es war wohl Sonnabend abends, als man mir sagte, mein Sohn Jakob sei arretiert. Das war ein neuer sehr harter Schlag auch für mich. Ich habe damals und später noch oft geweint wie ein Kind, weil dieser I. Junge meinerwegen so schwer leiden müsse.

Er war damals 22 Jahre alt und körperlich nicht kräftig. Im Sommer 1919 wurde er als Student der Medizin in Simferopol, wo er den halben Kursus schon beendet hatte, von den Weißen mobilisiert und kam als Feldscher (Gehilfe eines Arztes) sofort an die Westfront, wo er in vielen ernsten Schlachten und bei sehr mangelhafter Bekleidung und Verpflegung in Regen und Schmutz sehr viele Gefahren und Strapazen durchmachen mußte. Er war ein ernster Christ. Die Waffe hatte er in der Selbstschutzperiode aus religiöser Ueberzeugung nicht genommen, weshalb er damals an Verachtung und Spott als „Feigling“ manches tragen mußte. In seiner Feldscherpraxis diente er den Toten so gut wie den

Weissen. Er hat in dieser Zeit und später bewiesen, daß er kein Feigling war.

Als die Denikinsche Armee Spätherbst und anfangs Winter 1919 zurückging, kam er schon ziemlich krank, nach Hause und lag längere Zeit schwer krank an Typhus. Während seiner Krankheit wurde unsere Gegend von den Bolschewisten eingenommen. Nach seiner Genesung war er einige Monate bei Dr. R. Feldscher und stand somit im Dienst bei den Roten. Im Mai ging er nach Charkow, um an der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen.

Im Oktober las er in den Zeitungen von der Einnahme unserer Gegend. Er hatte beinahe ein halbes Jahr keine Nachrichten von Hause. Er machte sich sofort auf den Weg und nach einer achttägigen außerordentlich beschwerlichen Reise kam er endlich den 28. Oktober a. S. kurz vor Mittag zu Hause an. Sonst dauerte diese Fahrt auf der Eisenbahn kaum 12 Stunden. Wir waren also, als ich weg mußte, einen Tag zusammen gewesen.

Ich hatte keine Ahnung, daß man ihm etwas antun werde, weil er auch von ihrem, dem bolschewistischen Standpunkt, durchaus unschuldig war. Ich dankte Gott, daß meine Frau jetzt in meiner Abwesenheit eine männliche Stütze habe. Wie konnte ich auch wissen, daß man ein Familienglied für die Ueberzeugung eines andern würde so leiden lassen. Wo ist das, auch in der Weltgeschichte vorgekommen?

Gutmütig und weichherzig, wie er ist, hatte er zuletzt zu den Tscheisten gesagt: Nehmt mich und laßt die Familie in Ruhe. Ihn hatte man dann genommen, aber die Familie hatte damit noch nicht Ruhe.

Noch ehe ich das vorher erwähnte Dorf verließ, erhielt ich die Nachricht aus S., daß man S. jedenfalls

bald loslassen werde; der Vater aber würde, wenn man ihn bekäme, unbedingt erschossen werden.

Ein lieber christlicher Bruder fuhr mich Montag morgen in ein Ruffendorf zu einem Mann, ein christlicher Bruder, in dessen Hause sich gerade ein Kommissar mit seiner Kanzlei befand. Das wußte ich vorher nicht. Ich wurde freundlich aufgenommen und blieb dort in einem Zimmer zwei Tage versteckt. Aber diese Lage war doch sehr ungemütlich, und auf mein Drängen wurde ich in ein andres Haus gebracht, wo ich ebenfalls sehr gute Aufnahme fand. Die Bewohner dieses Molokanerdorfes sind überhaupt wohl nicht weniger antibolschewistisch wie unsere deutschen Dörfer, und wenn sie jemanden, der in Gefahr ist, verstecken können, so tun sie es gern.

Trotzdem blieb ich nicht lange in diesem Dorf. Hauptsächlich veranlaßte mich der Umstand, daß ich nichts von meiner Familie und meinem Sohn erfuhr, wieder ein deutsches Dorf aufzusuchen, wo mehr Verbindung mit H. war.

Hier erfuhr ich, daß mein Sohn noch sitze, man hoffte aber, es werde nicht lange dauern, dann werde man ihn freilassen. — Die Nachrichten von meiner Familie waren auch nicht ermutigend. In meinem Hause war ein Stappengefängnis eingerichtet. Die Wache mußte auch beköstigt werden. Die vielen Gefangenen aber, bis fünfzig Mann und darüber, bekamen von den Noten fast kein Essen. Da konnte es meine Frau nicht über sich gewinnen, sie gab ihnen Essen; sie dachte daran, daß ihr Sohn auch sitze. Ein Anzahl von diesen wurden in dieser Zeit hinausgeführt und sind nicht wieder gekommen. Sie wurden erschossen. Meine Frau hatte es eine Zeitlang sehr schwer mit Backen und Kochen, bekam aber dafür von den roten Behörden keinen Dank,

sondern wurde eher noch beleidigt. Die Kinder sind ja auch zu anderen Leuten gegangen, um Brot für die Gefangenen zu bitten.

Später wurde dieses Gefängnis aufgehoben. Damit wurde ja auch die Lage in der Familie leichter. Zwar war beständig Einquartierung, aber meistens nur wenige Mann.

### Meine Verurteilung zum Tode.

In dieser Zeit wurde, wie ich später erfuhr, von der Tscheka auch meine Angelegenheit durchgenommen. Ich wurde zum Tode verurteilt, d.h. unter der Bedingung, daß man mich vorher habe. Meinem Sohn hatte man im Gefängnis gesagt, daß mein Fall besonders schwer sei, ich hätte mich verschuldet mit Agitation, Provokation und Spionage. In meinem Blatte waren es besonders zwei Artikel, die als todeswürdige Verbrechen qualifiziert wurden. Einer unter der Ueberschrift: „Betet für die russische Armee“ (Wrangels Armee). Weil die Kommunisten an die Wirkung des Gebets nicht glauben, so sollte man meinen, daß sie diesen Artikel wohl lächerlich, aber nicht verbrecherisch finden würden. Ein anderer über die Wrangelsche „Landreform,“ in dem ich über die wesentlichen Züge dieses Gesetzes referierte (berichtete). Es war das nach den Begriffen Westeuropas und Amerikas eine recht radikale, für Rußland aber unter den gegebenen Umständen notwendige Landgesetzgebung. Natürlich nicht im bolschewistischen Sinn, weil das Eigentumsrecht voll anerkannt wurde. Ich sprach dann in einigen Sätzen meine Befriedigung über diese und ähnliche Reformen aus.



Meine Opposition gegen bolschewistische Ideen war also durchaus klar und unmißverständlich, ich habe aber nie zum Auf- und Widerstand mit der Waffe, zu Ver- rat und Spionage usw. aufgefordert. Wegen dieser rein ideellen Kampfweise hatte ich also den Tod verdient.

Die Beschuldigung inbetreff Provokation und Spionage war sehr unsinnig. Wer mich kennt, weiß, daß ich dazu vollständig unfähig sein würde. Dazu gehören List und Gewandtheit, beides geht mir durchaus ab.

Die Familie verstand es, mit der roten Einquartierung meistens in gutem Einvernehmen zu leben. Ende Juni hatten sie seit dem Umsturz **einen** Tag keine Soldaten im Hause, sonst immer. Einige nahmen, wie sie selbst bezeugten, z. B. ein ehemaliger Lehrer, geistliche Eindrücke mit, die sie nie vergessen würden. Man muß einen Unterschied machen zwischen den meistens nicht-russischen Leitern und Anstiftern dieses namenlosen Feinds in Rußland und den gewöhnlichen Soldaten, die mehr gutnützig waren.

Ich hielt mich von der Zeit an, als ich aus dem Russendorf kam, in den deutschen Dörfern meistens nicht zu nahe, aber auch nicht zu weit ab von Hause auf. Es war mir hauptsächlich darum zu tun, über die Lage meines Sohnes immer wieder informiert zu werden. Sollte ihm wirklich die Gefahr drohen, erschossen zu werden, dann wollte ich mich stellen. Ich wollte dann das Opfer sein. Einen Monat nach meiner Flucht schrieb ich geheim an meine Familie und fragte an, ob sie wünsche, ich solle mich stellen. Die Antwort war verneinend. Auch von mehreren andern Seiten ließ man mir sagen, ich möge nicht wagen, nach S. zu kommen, das bedeute für mich den Tod. Ueber diese Sache habe ich mit vielen erfahrenen christlichen Brüdern gesprochen.

Alle haben mir nur das Eine geraten: Nicht stellen. Die Hauptsache sei, daß wir alle am Leben bleiben. Den Sohn werde man endlich doch losgeben.

### In vielen Gefahren.

Meine Briefe sandte ich in der Regel mit, wenn jemand zu Fuß oder auf dem Wagen nach H. kam. Sie mußten persönlich abgegeben werden, wurden im Geheimen gelesen und sofort verbrannt. Die Antwort war oft mündliche Uebermittlung oder kurze Brieflein, doch bat man mich, nicht so oft zu schreiben, es sei zu gefährlich, ein Spielen mit Feuer. Unser Haus wurde von Spionen umgeben, die mitunter Teilnahme heuchelten.

Einmal war ich ganz in der Nähe meines Hauses. Es war hauptsächlich das Schicksal meines Sohnes, was mich das Neueste wagen ließ. Gern hätte ich mit meiner Frau gesprochen oder mit einem bekannten Arzt, der sich schon angelegentlich für die Befreiung meines Sohnes verwendet hatte. Ich wollte mit ihm darüber sprechen, ob nicht doch noch etwas versucht werden könnte. Die Familie, bei der ich einkehrte, war aber im höchsten Grad beängstigt, um meinetwillen, aber auch wohl um ihrer selbst willen. Es war nicht möglich, mit meiner Frau oder dem erwähnten Arzt zusammen zu kommen. In der Nacht war ich genötigt, mich wieder zu entfernen.

In dieser Zeit schweiften verschiedene Vertreter des neuen Regime überall, auch in den Dörfern, wo ich mich aufhielt, umher, unter ihnen waren einige meiner Todfeinde. Zweimal bin ich mit solchen Personen in einem Hause gewesen, in einem andern Zimmer. Besonders gefährlich war einmal die Situation, als eine weibliche Person, die mich gut kannte, bewaffnet und von bewaffne-

ten Soldaten begleitet, plötzlich in dem Hause erschien, in dem ich auch war. Sie hatten soeben einen unschuldigen Mann arretiert, den sie mit sich führten. Meine Wirtsleute gaben ihnen ein gutes Mittag, dann zogen sie ab und ich suchte auch von dort fort zu kommen.

In dieser langen Periode, bis Ende Juni (alt Stils) habe ich viele Erfahrungen machen dürfen, daß der Herr treu ist, schützt, sorgt, wunderbar leitet usw.

Im Dorfe N., nicht weit von Hause wurde mir eines Vormittags plötzlich mitgeteilt, nachmittag werde im ganzen Dorf nach verdächtigen Personen — gemeint waren wohl hauptsächlich Machnowzen — Hausfuchung gemacht werden. Ich hatte damals noch keine Papiere bei mir, die mich bei dieser Regierung entsprechend legitimiert hätten. Das ganze Dorf war voll Soldaten, in dem Hause, wo ich war, zehn Mann. Wenn ich mich versteckt und sie mich dann gefunden hätten, so wäre es um so schlimmer für mich gewesen. Wir beteten ernstlich zu Gott, und bald nachmittag erfuhr ich, daß der Kommandeur des betreffenden Truppenteils seine Bestimmung geändert habe, es werde keine Hausfuchung sein.

Einmal ging ich abends, als es schon finster wurde, von einem Dorf zum andern. Wie gewöhnlich ging ich nicht auf der Straße sondern hinter den Gärten und dann durch das Getreide. Plötzlich kommen zwei Soldaten geritten, halten mich an und fragen, woher ich komme, wohin ich gehe, warum ich hier gehe usw. Es war jedenfalls eine Erkundungspatrouille. Man schreit dann innerlich zu Gott und sucht nach dem Wort zu handeln: Seid flug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben. Sie ließen mich gehen. Ähnliche Beispiele könnte ich noch manche anführen.

Die Gefahr drohte mir übrigens nicht nur von mei-

nen Feinden, sondern auch von sehr lieben Freunden, die es aber nicht aushalten konnten, daß sie nicht andern guten Leuten erzählten, wo ich sei. Auf diese Weise erfuhr es bald ein größerer Kreis, und ich war genötigt, mich heimlich in ein anderes Dorf zu begeben. Es ist aber auch vorgekommen, daß ich einen Monat lang in einem Hause blieb, ohne daß die nächsten Nachbarn, die dort viel verkehrten, es inne wurden. Gemüthlich war das freilich nicht, wenn ich mich z. B. den langen Winterabend in einer finsternen Stube aufhalten mußte, während mein Wirt und der Nachbar sich in der Nebenstube unterhielten. Ich mußte dann sehr aufpassen, daß ich mich nicht durch Husten, Niesen oder Anstoßen an einen Gegenstand bemerkbar machte.

Schwer war es mir auch oft, wenn ich abends bei einbrechender Dunkelheit oder sehr früh morgens bei Mondschein, einsam in sehr geringer Kleidung, von einem Ort zum andern pilgern mußte, wie ein Ausgestoßener, der nirgends ein gesetzliches Recht hat, noch mehr, als ein todeswürdiger Verbrecher. Manche stille Träne ist dann geflossen.

Ferner war es mir nicht leicht, daß ich an keiner Versammlung, Gottesdienst usw. teilnehmen konnte. Nur einmal war ich in einer Kirche. Ich hielt mich in dem Hause neben der Kirche auf und ging hinein, als ich dachte, daß schon alle dort seien, setzte mich hinten hin und entfernte mich still, als das Schlußlied gesungen wurde. Der Herr hatte es so geführt, daß der Prediger grade über den 126. Psalm sprach: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird“ usw. Es war, als ob die Predigt grade für mich vorbereitet sei.

Mitunter erlebte ich auch recht angenehme Enttäuschungen. Einmal fuhr ich, ohne solches vorher gesehen zu haben, auf einem Wagen mit einem Mann,

der sich früher als Sozial-Revolutionär bekannt hatte. Mit ihm war seine Frau und Kind. Der Mann war als Politiker jedenfalls ideal, deshalb war ich seiner wegen wenig besorgt, mehr aber der Frau wegen. Aus einigen Äußerungen erfuhr ich, daß sie ebenfalls Gegner der Kommunisten seien. Dann fragte ich die Frau: Wissen Sie, wer ich bin? Sie antwortete: „Ja.“ „Können Sie schweigen?“ — „Ja.“ — „Bitte, sagen Sie niemand, daß Sie mich getroffen haben.“ Sie versprach es. — Ich glaube, sie hat Wort behalten. — Dem Mann gab ich später einen Brief mit an meine Familie, den er abgegeben hat. Wir verstanden uns, wenn wir auch nicht in allem dieselben Ansichten hatten. Das war immer ein Auftrag, der nicht ganz ohne Gefahr war.

Wie der Herr wunderbar führte, erfuhr ich einmal in folgender Weise. Ich war einige Wochen bei einem Bauern im Berstedt, wo außer dem Hauswirt und seiner Frau nur noch eine Pflegetochter war. Auf dem Hofe aber wohnte eine Familie, deren Kinder nicht gut erzogen und durchaus unzuverlässig waren. Es galt, vor diesen meinen Aufenthaltsort geheim zu halten. Eines Tages kommt in der Abwesenheit der Eltern die 18-jährige Tochter dieser Familie zu der Pflegetochter und fragt: „Was habt ihr da in der gr. Stube für einen Mann?“ Sie antwortet: „Da ist niemand.“ — „Ja,“ protestiert sie, „ich habe ihn durchs Fenster gesehen.“ — „Dann komm sogleich in die gr. Stube, wollen sogleich nachsehen.“ Sie kommt, da ist niemand. Da weiß sie nicht, was sie sagen soll. Ich war nun gerade diesen Morgen, während es noch finster war, was sehr selten vorkam, zum Nachbardorf gegangen und kam spät abends als es finster war, zurück.

## Mein Sohn in der Gefangenschaft.

Und doch waren alle diese demütigenden und drückenden Verhältnisse, auch die Trennung von meiner Familie, die beständige Gefahr, in der ich schwebte, lange nicht das Schwerste. Ich habe es damals oft ausgesprochen: Wenn ich die Nachricht erhalten würde, daß mein Sohn frei sei, dann wären neun Zehntel der Last von meinem Gemüt gefallen. Das Bewußtsein: Mein Sohn sitzt für mich, ist fürchtbar. Wer ähnliches nicht erfahren hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Ein lieber Bruder, der gegenwärtig in Canada ist, muß den Tod seines erwachsenen Sohnes beklagen, der auch an seiner Statt, also als Geißel, genommen wurde. Der Vater flüchtete, der Sohn wurde bald darauf genommen und man weiß weiter nicht, was aus ihm geworden ist. — Wie habe ich mit Gott gerungen, daß das nicht mit meinem Sohn geschehen möchte.

Dieser wurde von einem Gefängnis zum andern geschleppt. Er saß zuerst in Halbstadt, dann in Pritschib, Drehow, Werchnij Tokmaj, Melitopol, Simferopol, Alexandrowst, wieder Melitopol. Lange Strecken, mitunter 40 Kilometer mußte er im Winter, bei Frost und Schnee zu Fuß gehen.

Wie der Herr sorgt und alles vorher ordnet, erfuhr er auch besonders im Gefängnisleben. Ich hielt mich in einem Dorfe des G.-er Bezirks im Versteck. Da höre ich in meinem Zimmer eines Abends, daß Männer zum Besuch kommen. Ich erfahre, sie kommen von Halbstadt und haben auch Gefangene besuchen wollen, die aus ihrem Dorf in Pritschib, 4 Werst von G. sitzen. Das veranlaßte mich, aus meinem Versteck hervorkommen. Einer dieser Männer sagte: „Ich bin auch in Ihrem Hause gewesen, habe mit Ihrer

Frau gesprochen.“ Sein Interesse für unsere Familie, besonders für meinen Sohn war geweckt worden. Sie blieben hier über Nacht. Was früher bei unsern Leuten sozusagen nie vorkam, geschah jetzt recht häufig. Es waren nur noch ca. 7 Werst bis zu seinem Heim; aber die Pferde versagten und, wohl oder übel, mußten sie hier bei entfernten Verwandten über Nacht bleiben. Den nächsten Morgen fuhren die beiden Männer nach Hause.

Etliche Tage später wird mein Sohn mit 10 andern Gefangenen, alles Russen, durch das Dorf dieses Freundes geführt und er kommt mit ihm zusammen. Jener Gefangenentransport mußte dort bis zum nächsten Morgen bleiben. Durch Veranlassung dieses Mannes wurden von mehreren in diesem Dorf Zwieback geröstet und andere Eßwaren zusammen gebracht und meinem Sohn mitgegeben. Dieser erklärte: „Es ist zu viel.“ Doch es wurde ihm aufgenötigt. Er sagte dann: „Es werden auch andere davon essen.“ So geschah es. Er mußte zu Fuß gehen, aber dieses Mal war ein Wagen mit, auf dem die Sachen gefahren werden konnten. Dieser Proviant reichte beinahe so lange, bis die Möglichkeit da war, daß meine Tochter, seine Schwester, ihm Essen bringen konnte. Er hätte wohl das Schwere nicht durchmachen können, wenn der Herr nicht in ähnlicher Weise für ihn gesorgt hätte. — Auf einem Transport führte der Herr ihn in das Haus eines russischen Bruders, der ihn dann auch mit der notwendigen Nahrung versorgte.

Diese seine Schwester hat ihn immer wieder in den Gefängnissen aufgesucht und ihm Essen gebracht, wobei sie sich vielfach von den betreffenden Beamten Beleidigungen gefallen lassen mußte und nicht immer sogleich ihren Zweck erreichen konnte. Vor Weihnachten

1920 kam sie nach Melitopol, um ihn in dieser Weise aufzusuchen. Gott führte sie in das Haus lieber Freunde, die sie annähernd einen Monat beherbergten, und durch die sie dann auch weiter ihm dienen konnte. Es wurde ihr nicht erlaubt, ihn zu sehen, der Gefängnisvorsteher versprach aber, ihm das Essen zu übergeben. Das geschah aber nicht. Nach einigen Tagen erhielt sie von ihm durch Vermittlung wohlwollender Soldaten einen Zettel, in dem er bittet: „Helft mir; ich hungre und friere.“ Sie war in der größten Verlegenheit. Ein Gefangenewart (Roter Soldat) wurde auf sie aufmerksam, als sie vor dem Gefängnis auf und ab ging. Auf sein Befragen klagte sie ihm seine Not, „Wie mache ich es, daß ich meinem Bruder Essen schicke und er es auch bekommt?“ Dieser antwortete: „Wenn du es dem Chef übergibst, bekommt er nichts, aber gib es mir, ich bringe es ihm.“ Seine Tochter antwortete: „Du darfst gern auch davon nehmen, aber Sorge, daß auch er etwas bekommt.“ Das hat der Soldat treulich getan und wenig, vielleicht gar nichts, für sich genommen. Ähnlich haben wir es immer wieder erfahren: Gerade die leitenden Personen waren die schlechtesten.

Schwerer als Hunger und Frost waren in dieser Zeit und später die fortgesetzten nächtlichen Erschießungen, der entsetzliche Terror. Wöchentlich etliche Mal wurden 15 bis 20, oder auch mehr und weniger um Mitternacht aufgerufen und hinausgeführt. Sie kamen nicht wieder, ihre Angehörigen haben sie nicht mehr gesehen. Eine Untersuchung oder ein Verhör ging nicht vorauf. Die meisten waren Russen und aus den niedrigen Volksklassen. Das gab immer im Gefängnis eine furchtbare Aufregung, Viele beteten, andere flüchten. Mein Sohn hat da viel Gelegenheit gehabt, auf das Heil in Christo hinzuweisen. Ein russischer Priester, der



auch mit ihm im Gefängnis saß, hat später, nach seiner Freilassung den geistlichen Einfluß meines Sohnes auf die Mitgefangenen rühmend hervorgehoben.

Bücher zu haben war auch verboten. Er hatte bei sich einen Band von L. Tolstoj: „Krieg und Frieden“, ein russisches N. Testament und eine kleine deutsche Taschenbibel. Das russische Buch und das Testament wurden weggenommen, die deutsche Bibel mit dünnen Blättern nahm der Beamte in die Hand und meinte: Die Blätter braucht er zum Rauchen. Er raucht nicht, schwieg aber. So wurde die deutsche Bibel gerettet. Ein russisches Testament wurde später wieder ins Gefängnis hineingeschmuggelt. Es ist nicht nur von ihm, sondern auch von andern und für andere sehr viel gebraucht worden. In dieser Melitopoler Zeit erkrankte er schwer an Typhus. Es war noch in der ersten Hälfte des Januar 1921, als er weiter nach Simferopol gebracht werden sollte. In dem russischen Dorfe Kisljar blieb er ohnmächtig liegen. Nun wurde er in ein Hospital gebracht, wo die Verhältnisse jämmerlich genug waren. Wie Heringe eingepackt lagen die Kranken auf dem Fußboden auf ihren eigenen dürftigen Sachen. Die Verpflegung war durchaus unzureichend, eigentlich unter aller Kritik. Gott hatte es aber so geführt, daß dort auch ein deutscher (mennonitischer) Arzt und eine deutsche Schwester angestellt waren. Diese haben sich seiner nach Möglichkeit angenommen. Der Arzt bewirkte es auch, daß meine Tochter ihn wöchentlich einige Mal auf einige Minuten sehen und ihm Lebensmittel bringen durfte. Gern wäre sie länger und öfter bei ihm gewesen, der Arzt durfte es nicht riskieren.

Die Versuche, ihn aus der Haft frei zu bekommen, darf ich nicht bis ins Einzelne schildern. Ich erwähne nur noch, daß sich besonders auch die Arbeiter unsers

Geschäfts energisch für ihn verwendeten, aber auch andere Personen, die durchaus nicht den Verdacht erregen konnten, daß sie zur wohlhabenden Bürgerklasse gehörten.

Das Gefängnisleben in dieser Zeit, wie es an verschiedenen Orten in Rußland zu jener Zeit war, ist auch von andern geschildert worden. Die Ausdünstungen, die nicht nur von der Haut und aus dem Munde kamen, sondern auch von den menschlichen Excrementen, die Menge von Läusen und so weiter will ich nicht weiter schildern. Nur noch eins. Die Gefangenen hielten, man möchte ihnen die Haare abschneiden oder ihnen erlauben, sich gegenseitig sie abzuschneiden. Es schien aber Plan und Absicht darin zu liegen, daß sie unter den Läusen verkommen sollten, es wurde abge sagt. Als er herauskam, war das erste, daß er in das Haus eines Freundes ging und sich bereinigte (Haare und Bart scheeren und baden).

Doch er ist nicht, wie ich einmal zu hören bekam, mißhandelt worden, wie manche andere. Wir müssen also bekennen, es hat noch verhältnismäßig gut gegangen.

Ich bekam einmal zu hören, er sei im Gefängnis gestorben. Niemand kann auch nur annähernd ahnen, was ich in wenigen Stunden fühlte. Nicht daß er gestorben, sondern daß er unter den Händen dieser Menschen und für mich sein Leben geopfert, der Gedanke war fast unerträglich. Es dauerte aber nur einige Stunden, bis ich erfuhr, daß diese Nachricht auf Irrtum beruhe.

Es war in dieser Zeit aber auch manches, was mich tröstete und ermutigte. Viele lieben Geschwister in Christo haben herzlichen Anteil an meiner und meines Sohnes Lage genommen und mit mir und für uns ge-

betet. Ich fand überall die herzlichste Aufnahme, was unter diesen Umständen besonders wertvoll war, weil meine jeweiligen Hauswirte, im Falle man mich bei ihnen finden würde, wahrscheinlich auch bestraft werden würden. Ein lieber Freund und Bruder, bei dem ich auch einmal einen Tag weilte, ist später erschossen, weil er bei sich einen Offizier versteckt hatte.

Den Sonnabend nach Pfingsten abends brachte man mir die Nachricht, daß mein Sohn Jakob frei und zu Hause angekommen sei. Wie dankte ich da dem Herrn!

Mehrfach hatte man mir geraten, weiter ab von Hause zu gehen, z. B. ins Pubangebiet, dort wäre ich viel sicherer. Ich hatte aber innerlich keine Freiheit dazu um meines Sohnes willen. Jetzt war mein Verlangen nur: Ihn noch sehen und sprechen und dann weiter zu fahren. Wir konnten es auch, trotzdem es mit Gefahr verbunden war, so einrichten, daß ich mit ihm und den anderen Familiengliedern einzeln zusammentreffen und von ihnen Abschied nehmen konnte. Nur meinen zwölfjährigen Sohn habe ich damals nicht gesehen. Jakob hatte furchtbar gelitten, das konnte man ihm noch gut ansehen. Mein Gebet war immer wieder und ist es heute noch, daß er nicht einen Schaden für das ganze Leben als Andenken aus der 7½ monatigen furchtbaren Gefangenschaft mitnehmen möchte. Nach ein und einhalb Monaten wurde er als Feldscher bei Dr. Thießen in der mennonitischen Psychiatrischen Heilanstalt „Bethania“ bei Ritschkas angestellt. Später bekam er von den hollsch. Behörden das Recht und den Auftrag, als Arzt zu fungieren, obzwar er nur den halben medizinischen Unterricht auf der Universität erhalten hatte.

## In der Krim.

Ich fuhr dann Ende Juni alt. St. in die Krim. Hier war jedenfalls mehr Freiheit als im nördlichen Laurien, es gab auch unter den Nichtmennoniten wenige die mich kannten. Ich hielt mich in der nördlichen Krim an mehreren Plätzen annähernd zwei Monate auf und bewegte mich ziemlich frei, ich war vielleicht sogar unvorsichtig. In S. wo ich zuletzt mich aufhielt, und wo viele bolschewistische Institutionen konzentriert waren, hatte ich in der letzten Zeit den Eindruck: Ich muß fort von hier.

Wir hatten nun alles vorbereitet, um an einem bestimmten Tage an die Südküste und womöglich über das Meer nach Konstantinopel zu fahren, wenn das aber nicht ginge, dann wollte ich mich dort, wo mich fast niemand kennt, einige Zeit aufhalten. Drei junge Menschen schlossen sich mir an, die ebenfalls über die Grenze wollten. In der Nacht vor unserer Abfahrt wurden diese und noch zwei andere Jünglinge arretiert; in dem Hause, wo ich war, beide Söhne. Ich mußte nachts flüchten. Es hat aber auch niemand nach mir gefragt. Hätte man auch mich, der ich der Hauptinitiator dieses Fluchtversuchs war, gefangen und erfahren, wer ich eigentlich sei, dann wäre ich nicht lebendig aus der „Tscheka“ herausgekommen. Sene haben neun Tage, einer beinahe zwei Monate gefessen.

Zunächst kam ich in die Stadt A., wo ich mich ungefähr zwei und einhalb Wochen aufhielt. Hier war es mit den Lebensmitteln schon damals sehr knapp. Ich hatte von S. geröstete Zwieback mitgenommen, sonst aber habe ich dort kein Weißbrot gegessen. Ich wohnte die längste Zeit bei einem sehr anständigen, christlich gesinnten Herrn, der früher auch nicht arm war. Zu

Mittag gab es meistens eine recht magere Suppe mit Kartoffeln, die ungefähr so groß wie Haselnüsse, die größten wie Wallnüsse waren und mit der Schale zerschnitten und gegessen wurden. Fleisch gab es überhaupt nicht. Weintrauben und Obst aber waren verhältnismäßig billiger als Brot, und ich habe davon reichlich genossen. Von hier über das Meer zu kommen, wie ich es gehofft hatte, bot sich keine Gelegenheit dar.

Ein lieber Tatar, dem ich ohne Gefahr meine „Verbrechen“ mitteilen durfte, hat mir manches Pfund der besten Weintrauben gegeben. Sein Urteil über die Sowetherrschaft war etwas schärfer als meines, weil es nicht durch die Liebe Christi gemildert war.

Aus unsern deutschen Dörfern ließ man mir sagen, daß, wie sie dort gehört hätten, eine Reise von der Südküste der Krim nach Konstantinopel unmöglich ausgeführt werden könne. Man gab mir die Gelegenheit, unentgeltlich zurück in die Steppendörfer zu fahren. Aber grade in derselben Zeit traf ich mit zwei lutherischen Pastoren zusammen, die den Weg von A. nach der Stadt Z. zu Fuß machen wollten. Hätte sich mir nicht in dieser Weise die Möglichkeit dargeboten, weiter zu kommen — ich selbst kannte nicht den Weg und die Verhältnisse — dann wäre ich mitgefahren in jene Dörfer, wo man schon den Hunger nahen sah, sie hätten einen übrigen Esser bekommen, und ich wäre wohl überhaupt nicht fortgekommen. Ich weiß, daß Gott es so fügte, daß ich weiter mußte. Die Fußtour von 43 Werst über die Berge war wohl ziemlich anstrengend, aber doch bei schönem Herbstwetter recht angenehm.

In Z. traf ich eine Gruppe von Mennoniten, die ich mir schon längst an der andern Seite des Meers dachte. Sie waren durch den Kapitän einer türkischen Schaluppe veranlaßt worden, eiligst nach Z. zu kommen, von wo

er sie nach Konstantinopel mitzunehmen versprach. Diese waren froh, mich zu sehen und in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Die Abfahrt des türkischen Fahrzeugs wurde aber immer wieder aufgeschoben, und als es endlich zur Abfahrt kam, nahm der Kapitän uns nicht mit. Das gab eine große Enttäuschung.

Meinen Aufenthalt hatte ich in dieser Zeit von mehreren Wochen in unmittelbarer Nähe der Tscheka. Ich hörte mitunter nachts, daß vor dem Hofe neben meinem Hofe ein Auto angerasselt kam—gewöhnliche Leute hatten kein Auto—und daß dann bald darauf auf dem Hofe Schüsse krachten. Ich mußte unwillkürlich annehmen, daß dort Menschen erschossen wurden.

Ein Ereignis in dieser Stadt verdient auch besonderer Erwähnung. Ich meinte, ich wäre hier so weit von Hause weg, daß mich niemand kenne. Ich ging deshalb oft frei auf der Straße und auch an das Ufer des Schwarzen Meeres, um zu baden. Einmal ging ich am Strand an einer Gruppe Menschen vorbei, die auch, manche halb ausgezogen, dort badeten. Ich ging etwas weiter, zog mich aus und badete. Als ich mich dann wieder anleidete, kam von dieser Gruppe ein junger Mensch zu mir. Er war oben nackt hatte nur die Hosen an und eine Soldatenmütze auf dem Kopfe. Er schaute mich forschend an und fragte: „Sind Sie von Laurien?“ (Laurien nannte man damals nur die drei nördlichen Kreise des ehemaligen Taurien.) Ich sagte: „Ja.“—Von Molotschanst (In diesen russischen Namen wurde Halbstadt während des Kriegs umbenannt.) „Ja.“—Nun fragte ich: „Kennen Sie mich?“—„Sie sind oft bei uns vorbei gegangen.“—„Wie ist Ihr Name?“—Er nannte einen russisch klingenden Namen, dessen ich mich nicht erinnern konnte.—„Weshalb sind Sie hier?“—„Zur Kur.“—„Was fehlt ihnen.“—„Ich leide etwas an

der Lunge.“—„Es sieht Sie gar nicht darnach, Sie husten auch nicht.“—„Ich bin doch nicht ganz gesund.“—„Wo stehen Sie?“ Er zeigte mir das vornehmste Hotel, welches von den Roten Behörden besetzt war. Es wurde mir allmählich klar, daß ich einen Kommunisten vor mir hatte. Sein durchdringender Blick war sehr verdächtig. Später fiel mir ein, daß da, wo er es bezeichnet hatte daß seine Familie gewohnt habe, ein deutscher Mann wohnte, dessen Sohn er jedenfalls war. Er hatte aber die Endung seines Namens russifiziert. Gott ließ es ihm nicht zu, daß er mich verriet.

Eine Erfahrung, die ich hier von der Vorsorge des Herrn machte, bleibt mir auch in dankbarer Erinnerung. In dem Hause eines lieben christlichen Bruders, der sein Letztes mit mir teilte, hielt sich auch eine ungefähr 75 Jahre alte lettische gut gebildete Lehrerin auf. Sie war weltlich, sehr gesprächig und liebte viel zu fragen und zu erzählen. Es war mir klar: Vor dieser Person mußt du vorsichtig sein. Sie fragte mich nach meinem Namen (Vor—Vaters—und Familienname) nach meiner Familie usw. Ich war sehr einsilbig zu ihr, so daß sie sich schließlich über mich ärgerte, ich konnte aber nicht frei erzählen, es war mir aber auch sündlich, ihr die Unwahrheit zuzagen. Da hatte sie, indem sie auch schwerhörig war, meinen Familiennamen falsch verstanden, nannte einen ähnlichen Namen und fragte ob ein gewisser Arzt dieses Namens in Odessa mein Verwandter wäre. Ich verneinte das, ließ sie aber bei diesem Irrtum und glaube unterschieden, das war vom Herrn. Gewöhnlich aber nannte sie mich nur nach russischer Weise mit Vor- und Vatersname: Mr. Sakowlewitsch.

Weil ich allmählich ziemlich bettlerartig aussah, vielfach von Läusen geplagt, dazu die Unsicherheit, so war ich in dieser Zeit oft recht niedergedrückt.

Wir mußten jetzt einen andern Ausweg suchen. Zurück konnten und wollten wir nicht. Die vier Familien hatten ihr Inventar verkauft und den Mehlvorrat mitgenommen und größtenteils verzehrt. Wie sollten sie durch den Winter kommen? Und wie sollten sie in dieser Zeit wieder ihre Wirthschaften in Regel und Ordnung bringen? Wir aber drohte ja noch mehr als der Hunger.

### In den Kaufasus

Ein mehr oder weniger kompetenter Herr in J. riet uns, nach der Stadt B. zu fahren, von dort wäre es nicht besonders schwer, auf einem der vielen dorthin kommenden ausländischen Schiffe mitzufahren nach Konstantinopel. Nach dieser Stadt hatten die andern auch schon Durchlaßscheine. Für mich war die Sache viel schwerer, zudem waren mir die Mittel in den sechs Wochen, die ich an der Südküste zugebracht hatte, ziemlich ausgegangen. Ich konnte und wollte ja die andern nicht aufhalten, obzwar ich mir vorstellte und es auch aussprach, daß das Wegkommen auch von B. nicht so leicht sein werde. Ich aber konnte nicht mitgehen, weil ich nicht die Mittel hätte, ich hätte auch nicht das moralische Recht dazu. Da waren es zwei Männer dieser Gruppe, die jede Verantwortung auf sich nahmen, und die ihr Rektres mit mir teilen wollten. Diese redeten mir so lange zu, bis ich schließlich einwilligte. Hätte ich aber geahnt, wie viel das Papier kostete, das sie mir verschafften, um frei nach B. zu kommen, dann hätte ich jedenfalls noch mehr protestiert. Ich habe es erst in R. erfahren. Ich wurde aber auch direkt gewarnt von einem mennonitischen Mann, der viel Verkehr in Tscheffistenkreisen hatte, man würde mich schließlich doch be-



kommen und erschießen, es sei Zeit, daß ich weiter gehe. Er teilte mir mit, daß mein Name und meine Photographie in allen Hafensstädten der Krim vorliegen. Ich sollte, falls ich in ein Schiff einsteigen wolle, verhaftet werden. Den beiden Männern, die so energisch und aufopfernd dafür sorgten, daß ich weiter kam, verdanke ich nächst Gott meine Rettung aus Todesgefahr.

Das Schiff, auf dem ich die Fahrt nach B. machte, ein ehemaliges Passagierschiff des Schwarzen Meeres hieß „Felix Dershinstij.“ Das war der Name des Gründers und Leiters der Tscheka, ein Blutmensch wie wenige. Der Raum, wo ich unter angenommenem Namen und Stand etliche Tage sein mußte, war wohl fast ausschließlich von Tschekisten angefüllt. Hätte ich das Gewissen gehabt, wie z. B. ein anderer meinesgleichen der, sich mit ihnen einließ und wahrscheinlich ihnen manches vorlog, dann wäre es nicht so schlimm gewesen. Das konnte und wollte ich nicht. Ich hielt mich so sehr zurück, daß das schließlich auffällig wurde. Während ich einmal auf der Bank lag und tat, als ob ich schlief, hörte ich einen zum andern sagen: Mit jenem da ist es nicht in Ordnung. — Ich zähle diese Tage zu den gefährlichsten der ganzen Zeit. Aber Gott hatte auch da wieder die Hand über mir, so daß niemand mir etwas antat.

In B. angekommen fanden wir kein Quartier und mußten am Hafen unter einem Schuppen, der von drei Seiten offen war, kampieren. Es waren noch viele andere dort: Griechen, Juden, Russen usw. Das Ganze war einem großen Zigeunerlager sehr ähnlich. Das Klima ist ja in B. nicht kalt, aber sehr feucht. Oft regnete es mehrere Tage fort ohne Aufhören. Immerhin war es mitunter in den Nächten auch schon ziemlich kühl.

Wir hofften, es werde dieser Zustand nicht lange anhalten, wir würden bald wegkommen. Es wurden uns

auch von gewisser Seite diesbezügliche Versprechungen gemacht. Anfangs schien es, wir würden in B. die Durchlaßscheine nach A. bekommen. Es stellte sich aber heraus, daß wegen den Papieren nach L. gefahren werden müsse. Zwei von uns fuhren dorthin; aber trotzdem wir nach unserer Meinung schon alles Notwendige in B. vorbereitet hatten, stellte es sich in L. doch heraus, daß es nicht genügend sei. Also aus Gründen bürokratischen Charakters konnten die Papiere dort nicht erlangt werden. Alle diese Versuche, die nötigen Dokumente durch die sechs erforderlichen Instanzen durchzubringen, will ich nicht beschreiben, sondern nur mitteilen, daß sich durch alles dieses unser B.—er Aufenthalt bis sechs Wochen und einen Tag ausdehnte. Bei einigen andern hat es rascher gegangen, bei einigen auch noch länger gedauert, manche kamen überhaupt nicht weg.

Dieses Auswirken unserer Papiere war mit nicht geringen Geldkosten verbunden, unser Unterhalt ebenfalls. Die Mittel gingen zur Neige. Wie sollten wir aber die Ueberfahrt bis A. bezahlen? Als wir von Hause gingen, meinten wir, genügend zu haben, nicht nur nach A. zu kommen, sondern dort auch noch einige Zeit leben zu können. Wir rechneten aber nicht damit, daß wir den weiten Umweg über B. würden machen müssen, auch nicht, daß die Reise annähernd drei Monate dauern werde. Von dem mennonitischen Hilfskomitee in A. hatten wir die Adresse und schrieben deshalb dorthin um Mithilfe. Der Brief ist leider lange unterwegs gewesen.

In dieser Zeit haben wir mehrfach in wunderbarer Weise die Leitung und Fürsorge Gottes erfahren. Als P. Fr. und ich nach L. kamen, schien es so, wir würden dort kein Quartier finden. Die Gasthäuser sind fast

alle von bolschewistischen Aemtern eingenommen, und wo noch ein Zimmer frei ist, da ist es für ähnliche Leute wie wir unerschwinglich teuer. Wir fanden aber trotz allem Suchen keine bescheidene Schlafstelle. Die Stadt war uns völlig unbekannt. Da seufzte ich zu Gott, Er möge Rat schaffen. Jetzt fiel mir ein, daß wir von der Buchhandlung früher öfters an einen Herrn St. in L. Schriften gesandt hatten. Seine genaue Adresse wußte ich nicht. Ich fragte aber in dem Hause des Herrn Pastor W. nach dieser Familie und erfuhr, daß sie in unmittelbarer Nähe wohne. Mit einem gewissen Zagen klingelten wir an. Eine Frau öffnete, ich stellte mich vor und brachte wohl mit ein wenig Stottern mein Anliegen vor. Herr St. war nicht zu Hause. Die Frau nötigte uns hinein, bat, uns zu setzen und sagte dann mit offener Freude: „Herr R., ich kenne Sie und ich freue mich, daß Sie noch am Leben sind“ usw. Wir hatten uns selbstverständlich nie gesehen, sie kannte mich nur aus meinen Schriften. Die Familie, Nichtmennoniten, hatten jahrelang die „Friedensstimme“ gelesen, was ich aber nicht wußte, weil ich nicht die Abonnentenliste führte. Ich erinnerte mich nur an die Bücherfundungen an diesen Mann. Trotzdem die Familie auch nur arm und die Wohnung eng war, nahm sie uns auf mit Freuden. Auch ihr Mann war sehr freundlich zu uns.

Die Vollmacht zum Auswirken der Dokumente hatte mein Kollege B. R. Als ich sah, daß sich die Sache in die Länge zog, wollte ich zurück nach B. fahren. Mehrere Stunden vor Abfahrt des Zuges gingen wir zum Bahnhof und es gelang uns, eine Fahrkarte zu bekommen. Als es aber zum Einsteigen in den Zug kam, gab es ein so fürchterliches Drängen und Stoßen, daß ich, trotz allem, was ich anwandte, nicht in den Zug kommen konnte. Sehr entmutigt kehrten wir in unser

Quartier zurück. Frau St. meinte, es wäre irgend wo zu gut. Denselben Abend kamen dorthin die Frau des Gymnasialdirektors G. und die Tochter des Pastor M. Sie erkundigten sich u.a. über unsere Lage und rieten dann sehr dringend, bei dem L. — er Direktor der amerikanischen Hilfs-gesellschaft „Near East Relief“ (Hilfskomitee für den Nahen Osten) um Unterstützung zu bitten. Die Pastorstochter diene im Kontor dieser Verwaltung. Ich wollte das durchaus nicht. Es fällt mir immer schwer und ist sehr demütigend, um Unterstützung bitten zu müssen. Am andern Tage wurde mir gesagt, daß Pastor M., ohne unser Dazutun — wir hatten ihn überhaupt nicht gesehen — eine Empfehlung an den Herrn Direktor Darrow geschrieben habe und daß dieser uns zu einer bestimmten Zeit bestellt habe. Da mußten wir uns fügen, d. h. ich glaubte jetzt auch, daß es vom Herrn sei, daß ich nicht mit dem Zug mitkommen konnte. Der Herr Direktor empfing uns sehr wohlwollend und schrieb eine Anweisung, daß man unserer Gruppe in B. aus dem dortigen Lager Produkte herausgeben solle. Unsere Abfahrt verzögerte sich noch um ungefähr einen Monat. Ohne diese Unterstützung wären wir nach menschlicher Berechnung ans Hungern gekommen. Es wurde uns herausgegeben: Brot, Zucker, Reis, Manna-grütze, weiße Bohnen, Tee, Konserven, kondensierte Milch. Brot war nicht ganz genügend, wir mußten etwas hinzukaufen, manches andre war sehr reichlich.

Weil die Mittel immer mehr zu Ende gingen und die von R. erwartete Hilfe nicht kam, mußten schließlich Sachen auf dem Markt verkauft werden, die unter diesen Umständen als entbehrlich angesehen wurden, besonders Kleider. Wir wurden alle sehr arm, ich war der ärmste. Ich habe aber, Gott sei Dank, nicht gehungert. Mein Gesundheitszustand war, als ich von L. zurück

kam, nicht gut. Das Leben unter dem Schuppen war nicht zuträglich für mich. Da wurde ich aber mit zwei christlichen Familien bekannt, eine russische und eine deutsche, die mich freundlich aufnahmen, trotzdem sie selbst arm waren. Ich durfte dort wenigstens immer schlafen, habe aber auch manche Mahlzeit mit ihnen geteilt. (Ich hatte törichter Weise, als ich bei dem amerikanischen Hilfskomitee um Unterstützung bat, mich ausgeschlossen).

In der B. — er Zeit wurden wir männliche Personen unserer Gruppe einmal festgenommen und in den Keller bei der Tscheka gebracht. Gewisse Rücksichten erfordern es, nicht alle Einzelheiten, die damit verbunden waren, mitzuteilen. Was fast nie geschieht, erfuhren wir. Nach ungefähr 1½ Stunden wurden wir hinausgerufen und freigelassen. Bei dieser Gelegenheit wurden wir von Kopf bis Fuß, Ober- und Unterkleider gründlich untersucht. Ich hatte eine sehr geringe russische Schildmütze auf dem Kopf. Da hatte ich zwischen dem obern und untern Zeug dieser Mütze ein Papier, eine Bescheinigung, daß ich Prediger sei, und daß ich ein christliches Blatt redigiert habe. Es war mir klar, wenn sie das in die Hände bekommen, ist es um mich geschehen. Es wurden aber vorher zwei meiner Kollegen untersucht. Ich saß in dieser Zeit auf einer Holzbank daneben und hatte die Mütze in den Händen. Langsam trennte ich mit den Fingern die Naht und zog dieses Papier in meine Hand, zerpfückte es und warf die Stücke unter die Bank, während ich innerlich zu Gott schrie, er möchte ihnen die Augen halten, daß sie es nicht inne werden möchten. Als man mich dann untersuchte, wurde die Mütze genommen und sorgfältig zwischen den Händen gerieben. Sie hätten es gewiß knistern hören, wenn das Papier noch drin gewesen wäre.

In einer Familie, wo ich es durchaus nicht vermu-

tet hätte, kam ich mit einem jungen russischen Mann zusammen, den ich unter anderm auch nach seinem Seelenzustand fragte. Darauf gab er mir eine ziemlich verächtliche Antwort. Ich war bereits etwas zu offen ihm gegenüber gewesen. Er wußte etwas über die Ursache meiner Flucht. Da stellte es sich heraus, er war Kommunist und sogar Mitglied der Tscheka. Da erschrak ich. Es stellte sich aber heraus, daß auch dieses sehr gut gewesen sei, er ist uns nützlich gewesen. Er hatte eine ernste betende Mutter.

Schließlich waren wir mit den Papieren fertig. Es fehlte aber Geld zur Bezahlung der Billete auf dem Schiff. Weil wir mit Sicherheit darauf rechneten, daß wir vom menn. Komitee in K. das Geld erhalten würden, ließ uns der deutsche Konsul in B. 140 türkische Pfund, die wir versprochen, von K. aus ihm durch die schwedische Gesandtschaft zurück zu schicken. Den Rest brachten wir noch zusammen.

In den letzten Wochen blieben wir wohl alle vom Fieber nicht verschont, die meisten aber hatten es in leichter Form. Eine Frau dagegen und einige Kinder wurden ernstlich krank und traten auch in diesem Zustand die Reise an. Die schwerkranke Frau Dürksen, eine Witwe, mußte auf das Schiff getragen werden.

Meine Lage gestaltete sich in der letzten B. — er Zeit auch recht ungemütlich. Ungefähr zehn Tage vor unserer Abreise war in einer Nacht in sehr vielen Häusern Hausdurchsuchung und wurden über 700 Mann verhaftet. Das Spionagesystem war sehr ausgebreitet. Der Hausvater, bei dem ich die letzten Wochen immer über Nacht blieb, hatte offenbar große Angst um mich, aber auch um sich selbst. Er war neben seinem Beruf (er

war Schmied) Sekretär im „Domkom“ (Hauskomitee) und war verpflichtet, wenn ich bei ihm auch nur einmal über Nacht blieb, mich bei der Miliz anzumelden. Anfangs sprach er gar nicht davon, später aber wiederholte er immer wieder: „Wenn Sie doch bald wegkommen könnten.“ Und wenn eine Person in seinem Hause, eine Kommunistin, erfahren hätte, wer ich eigentlich sei, dann wäre es mir schlecht gegangen. Aber auch der Hausvater hätte dann wohl eine schwere Strafe erlitten.

Grade im letzten Moment vor unserer Abfahrt, ehe wir unsere Sachen auf das Schiff bringen konnten, wurden wir durch die Untersuchung noch einmal so aufgehalten, daß das Schiff bereits im Gehen war, als wir mit unsern letzten Sachen hinauf konnten. Bei dieser Eile wurden wir noch einmal ziemlich bestohlen. Zwei Koffer mit den unter diesen Umständen wertvollsten Sachen wurden von Roten Soldaten die uns gegen Bezahlung zuletzt helfen sollten, für sich behalten. Trotz unserer Armut hat es uns nicht besonders weh getan.

### Endlich gerettet.

Wie fühlte ich mich so frei und so sicher, als unser Schiff endlich am 18. November abends mit uns ins Meer fuhr. Wie hatte ich vorher jeden abend und jeden Morgen in besonderer Weise auf Grund von Psalm 91, 11 und andern Stellen um den Schutz der Engel gebetet, aber auch um Rettung aus der gefährvollen Lage. Jetzt glaubte ich, daß ich endlich da sei, wohin die Sowietmacht mit ihren blutigen Fingern nicht lang kann. Wir hatten einige Tage sehr starken Sturm, aber diese Gefahr achtete ich dagegen gar nichts. Gott bewahrte mich auch vor der Seefrankheit.

Uebrigens war die Fahrt auf dem italienischen Dampfer „Cello“, der wohl mehr für Fracht, als für Passagiere eingerichtet war, nicht grade angenehm. Wir bekamen unsern sehr engen Platz im Warenraum (Trjum), wo wir direkt auf den eisernen Fußboden unsere Sachen ausbreiten und schlafen mußten. Es war keine Spur von irgend einer Schlafvorrichtung. Das Wasser drang während des Sturms durch die Fensterlöcher und näßte die Betten. Unter den Mitreisenden waren viele, besonders Griechen aus der niedrigsten Volksklasse, die musizierten und sangen in einer Weise, daß man die Ohren hätte zuhalten mögen. War das für uns Gesunde schon unangenehm, wie viel mehr litten die Kranken darunter!

Frau D. wurde immer kränker. Der Schiffsarzt, wahrscheinlich ein Italiener, der aber gut deutsch sprach, hat sich ihrer mit großer Sorgfalt angenommen. Am vierten Tag der Reise starb sie. Wir wünschten eigentlich die Leiche mitzunehmen nach R. Vom Schiffsarzt und dem Oberkommissar wurde aber bestimmt, daß sie ins Meer gesenkt werden sollte. Das geschah am folgenden Tage. In Anwesenheit des Arztes und einiger andern Personen, die wohl alle deutsch verstanden, las ich den 90. Psalm und betete. Dann wurde die nicht grade feierliche „Beerdigung“ von der Schiffsmannschaft vollzogen. Ihre zurückgelassene Tochter, ein Kind von 9 Jahren, war nicht dabei.

Endlich kamen wir auch in den Bosporus, wo wir zunächst einen Tag standen, an R. vorbei in das Marmorameer fuhren, und auf einer Insel desinfiziert wurden und baden mußten. Erst am neunten Tage abends hielt unser Schiff auf der Rhede von R. still und ankerte. Zwei von uns fuhren dann, als es schon vollständig finster war, auf einem Kahn ans Ufer und be-



traten türkischen Boden. Keine Wache hielt uns an, kein Mensch fragte nach den Papieren.

Die von der Molotschna mitgenommene Adresse des menn. Hilfskomitee enthielt nicht Straße und Hausnummer, ich mußte aber aus einer andern Quelle, daß die genaue Adresse die Larimstraße angebe. Auf der Elektrischen fuhren wir also dorthin und fingen an zu suchen. Wir trafen Russen, die uns, so gut sie verstanden, Auskunft erteilten, diese erwies sich aber immer als falsch. Wir klingelten bei verschiedenen Häusern an, wo man uns nicht immer freundlich begegnete. Endlich trafen wir in einem Hause, wohin man uns auch gewiesen hatte, recht freundliche amerikanische Damen, die uns nach der Office unseres menn. Komitees Str. Laktawly No. 5 hinwiesen. Die Elektrische dorthin ging nicht mehr, wir mußten also den Weg zu Fuß machen und fanden endlich unsere Freunde, die uns auch sehr gut empfangen. Der Direktor, Dr. Stolysfuß, fuhr dann noch mit uns nach dem Waisenheim, wo wir die erste Nacht blieben. Ganz unerwartet kannten mich einige dort angestellte russische Flüchtlinge, die mich mit den verschiedensten Fragen bestürmten. Ich sollte viel von Halbstadt wissen und erzählen, von wo ich schon über ein Jahr weg war. Wie wohlthuend ist bei solchen Gelegenheiten ein freundliches Entgegenkommen!

Die übrige Reisegeellschaft blieb vorläufig noch auf dem Schiff. Am andern Morgen, den 28. November, fing Mr. B., der Vorsteher des Kinderheims, an, nach einem Quartier für unsere Gruppe zu suchen, doch ohne Erfolg.

Nachdem die Versuche, in Konstantinopel selbst vorläufig eine Wohnung zu finden, resultatlos blieben, wurde am Nachmittage beschlossen, sie in das Mennoni-

tenheim nach Yeni-Kuey zu bringen — ca. 17 Kilometer von R. entfernt. Es war schon Abend, als wir dort ankamen. Auch hier waren mehrere Personen, die mich von früher kannten, unter ihnen einer, der eine Reihe von Jahren in unserer Buchhandlung gedient hatte.

Die Aufnahme war über Erwarten gut. Nachdem wir eine Zeitlang halb gefastet hatten, bekamen wir ein fast zu reichhaltiges Abendessen. In der Regel kann es ja auch in einer Anstalt nicht so viele Gänge geben. Nach dem Abendbrot durfte noch jeder baden und wurden den Knaben die Haare abgeschritten.

### Drei Monate in Konstantinopel.

So waren wir denn in Sicherheit und mit dem Notwendigen versehen. Mein äußerer Mensch (Kleidung und Wäsche) war mit der Zeit in einen sehr bedenklichen Zustand geraten. Auch hierin ist man mir sehr entgegengekommen. Unser Ziel war aber noch nicht erreicht. Wir wollten eigentlich alle nach Amerika. Ich machte darin insofern eine Ausnahme, daß ich wünschte, vorher ein bis ein und einhalb Monate mich in Deutschland aufzuhalten. Umstände, die von mir nicht abhingen, vereitelten diesen Plan. Ich sehe darin Gottes Hand, die mir die Thüre nach Deutschland verschloß und den Weg nach Amerika bahnte.

Mein Gesundheitszustand war schon in Batum nicht gut. In R. schien es, als würde ich zusammenbrechen. Bei zwei Monate war ich sehr leidend. Später wurde es besser, was ich nächst Gott auch der guten und gesunden Kost im Mennonitenheim verdanke.

Im Mennonitenheim in Yeni-Kuey in der Nähe von Konstantinopel wurde ich veranlaßt, sonntäglich zu

predigen, weil man dort sonst keinen Prediger hatte. Vor uns hatten sie eine Predigt gelesen. Es waren dort außer unsern Mennoniten (meistens junge Männer, die im Selbstschutz gedient hatten und die dann zur Wrangelschen Armee übergegangen waren, mit der sie dann auch nach der Türkei kamen) noch recht viel deutsche Lutheraner und Katholiken, ein Baptist und ziemlich viel Russen, darunter Generale und andere höhere Beamten. Manche, die vielleicht früher wenig oder gar nicht mit lebendigem Christentum in Berührung gekommen waren, haben hier doch etwas gespürt von solchem Leben. Auch in Privatunterredungen hatte ich Gelegenheit, von dem Heil in Christo zu zeugen. Doch habe ich es viel zu wenig getan.

Ich war in dieser Zeit meistens auch in gedrückter Stimmung. Von der Familie hatte ich schon mehr als ein halbes Jahr keine Nachricht, und die allgemeinen Nachrichten aus Rußland waren schwer. In der Zeitung las ich, daß in der unweit unserm Wohnort gelegenen Stadt Melitopol bereits eine Anzahl Menschen direkt totgehungert seien. In Sewastopol hatte es einen Aufstand hungernder Arbeiter gegeben, der aber blutig unterdrückt wurde.

In den letzten Tagen in R. erlebte ich noch eine Episode, die weniger tragisch als komisch war, und die doch ein Licht auf gewisse Verhältnisse wirft. Eines Vormittags kommen zwei Herren herein und fragen nach meinem Namen. Ich stellte mich vor. Sie sprachen ziemlich gut russisch. „Wir sind von der französischen Polizei und sind beauftragt, bei Ihnen Haussuchung zu machen.“ (Die Franzosen und Engländer waren in jener Zeit die eigentlichen Herren der Stadt.) Sie gingen ans Werk und fanden etliche deutsche Papiere, die sie interessierten und einsteckten. Dann sagten sie: „Sie werden mit uns

Kommen.“—„Sie arretieren mich doch nicht.“—„Nein,“ sagten sie, „das ist kein Arrest, unsere Behörde will nur untersuchen, was Sie schreiben und für welchen Zweck.“—„Ja,“ antwortete ich, „was ist es denn, wenn Sie mich zwingen, in Begleitung bewaffneter Personen dahin mitzukommen, wohin diese wollen?“ Im französischen Polizeiamt angekommen, wurden in meiner Abwesenheit, während ich in einem andern Zimmer unter Wache gehalten wurde, meine Papiere durchgesehen, dann wurde ich gerufen und ausgefragt. Es stellte sich nun heraus, daß ich im dringenden Verdacht stand, über das Treiben der Franzosen in Konstantinopel Mitteilungen nach Deutschland zu machen, daß ich also ein Spion Deutschlands sei. Mich hatten ja die Franzosen so lange noch nicht interessiert, ebenso wenig wie die Engländer und andere, die sich dort breit machten. Selbstverständlich fand man auch nicht eine Spur von dem, was man erwartet hatte. Ich wurde deshalb auch ziemlich gnädig entlassen, doch wollten sie die Papiere noch gründlicher durchsehen, ich sollte sie um etliche Tage holen.—Nicht so gut ging es einem jungen Mann aus unserm Heim, der auf gefleglichem Wege verschiedenen Personen behilflich gewesen war, die Papiere zu erhalten, um nach Deutschland fahren zu können. Er wurde beleidigt und mißhandelt. Es war wahrscheinlich nur dem Eintreten unsers Direktor Stolzfuß und schließlich der amerikanischen Gesandtschaft zu verdanken, daß er bald frei wurde. Das Mennonitenheim bei Konstantinopel stand unter der Leitung von Amerikanern, also auch unter amerikanischem Schutz. Was ich so lange nicht wußte, sah ich hier, daß die Franzosen eine heillose Angst vor den Deutschen haben und bald irgendwo Gespenster sehen.

Durch den Husten, der sich hier einstellte und der mir besonders bei der Predigt hinderlich war, wurde

ich veranlaßt, grade für diese Zeit um Abwendung der Hustenanfälle zu bitten. Ich habe dann etliche mal erfahren, daß ich die ganze Zeit vollständig ungestört sprechen und auch mitsingen konnte.

Mein Wunsch war, auf ungefähr 1 bis 1½ Monate nach Deutschland zu gehen und dann von dort nach Amerika, wo nicht nur eine Anzahl meiner persönlichen Bekannten und Verwandten, sondern auch ein bedeutender Teil unseres plattdeutschen Mennonitenvolkes wohnen, die zum größten Teil in den Jahren 1874 bis 1880 dorthin ausgewandert waren, hauptsächlich wegen der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland und aus Furcht, dadurch den Grundsatz von der Wehrlosigkeit aufgeben zu müssen. Mich hatten auf der Flucht mehrere, z. B. auch ein sehr einflußreicher Vordermann unserer Gesellschaft, ernstlich gebeten: Wenn du ins Ausland kommen solltest, nach Deutschland oder Amerika, sage doch den Leuten, wie es uns geht. Das hielt ich auch zunächst für meine Aufgabe.

Es schien, der Weg nach Deutschland war mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, während aber der Weg nach Amerika sich öffnete. Das war für mich und für die Sache gut.

Am 3. März durfte ich endlich auf einem geringwertigen griechischen Dampfer mit einigen andern unserer Gruppe als Passagier dritter Klasse abfahren nach Amerika. Die Fahrt war ziemlich stürmisch und dauerte 33 Tage. Vor der Seekrankheit bewahrte mich der Herr, aber daß meine Lunge leide, mußte ich immer klarer einsehen. Als wir in New-York landeten und ich meine Sachen trug, mußte ich zum ersten Mal ziemlich Blut speien. Ich sagte zu meinem Freunde P. R.: „Wenn es so fort geht, werde ich meine Lungen bald ausgespieen haben.“ Wichtig war mir beim Lan-

den, daß ein großer freundlicher Neger mir das Gepäck abnahm und ohne etwas zu fordern weiter trug. Ich hatte auf der mehr als anderthalbjährigen Reise von Galbstadt bis Amerika von Vertretern der verschiedensten Nationen und Konfessionen Liebe erfahren, hier auch wieder dieser Liebesbeweis von einem Schwarzen. Ap. Gesch. 10, 34—35. Unsere Liebe soll auch allen Völkern gehören. Kein ungesunder Nationalismus, kein einseitiger Konfessionalismus.

Mein Geld hatte kaum gereicht, das Billett bis New-York zu bezahlen. Wie wird es weiter werden? Das war meine bange Frage, auch mein ernstes Gebetsanliegen. Das Schiff hatte kaum Anker geworfen, da brachte ein Boot die Post. Zwei Briefe waren für mich. Beide sagten, daß in New-York 100 Dollar für mich bereit seien, um die Reise nach Kansas zu meinen Verwandten machen zu können. Mir gingen die Augen über angesichts dieser Gebetserhörnung. Ich hatte meine Freunde nicht darum gebeten.

Doch da kamen neue Prüfungen. Amerika, das Land der Freiheit, hat strenge Einwanderungsgesetze. Ich kann das verstehen, aber human ist es nicht. Gerade auch wegen meines leidenden Zustandes schloß ich mich besonders mit der Familie P. Kroefter zusammen, mit der ich schon von J. in der Krim immer zusammen gewesen und viel Leid und Freude geteilt hatte.. Aus Versehen schrieb man uns als Familie zusammen, während wir nicht verwandt sind. Ich war und blieb der Onkel des ungefähr 21jahre jüngern Familienvaters. Da war nun ein Kind krank. Die ganze Familie mußte so lange dort bleiben, bis das Kind gesund sein würde. Der „Onkel“ sollte das auch. Da wurde ich sehr unruhig, ich schrieb und telegraphierte an einen mir bekannten offiziellen Vertreter der östlichen Mennoniten

er möge helfen. Dieser übergab meine Angelegenheit einem englischen Geistlichen in New York, der mich besuchte und wahrscheinlich auch alles denkbar Mögliche versucht hat, mich frei zu bekommen. Er sprach mir freundlich zu: „Sie werden ins Land kommen, man wird Sie nicht zurück schicken, aber Sie können erst dann weiter reisen, wenn das Kind gesund ist.“ Es ist aber nicht mehr gesund geworden.

Hier auf dieser „Tränen-Insel,“ Ellis Island, kommen die Einwanderer aus den verschiedensten Weltteilen zusammen und müssen oft viele Wochen an der Tür des reichen „Onkel Sam“ warten, bis sie aufgetan wird, Passagiere der dritten, zweiten und ersten Klasse. Amerika ist hart, hat aber auch viel gute Menschen, und der Einfluß des lebendigen Christentums hat sich hier vielleicht mehr als sonstwo in der Welt geltend gemacht. Sonntag vormittags wurde in dem großen Saal des Immigrationshauses regelmäßig Gottesdienst gehalten. Man erfuhr, daß ich Prediger sei und bat mich, nach dem englischen Gottesdienst kurz eine Predigt in deutscher Sprache zu halten. Das mußte ich dann jeden weiteren Sonntag. So verging eine Woche nach der andern. Die ziemlich großen Versammlungen, setzten sich, insofern sie der deutschen Sprache mächtig war zusammen aus Deutschländern, Oestereichern, Deutschen aus den Ostseeprovinzen usw. Der Herr war mir fühlbar nahe und ich glaube, die Ewigkeit wird noch einigen Segen aus dieser Arbeit aufweisen.

Nachdem ich eines Sonntags wieder gepredigt hatte, und während ich jetzt schon anfing zu glauben, ich komme nicht fort, bis das Kind gesund sein würde, werde ich Montagmorgens gerufen mit der Aufforderung, auch meine Sachen mitzunehmen. Ich wurde ja noch einmal einem Verhör unterzogen, aber wie ich es inne wurde.

war es nur mehr eine Formalität. Im Gerichtssaal fragte man mich: „Sind Sie Prediger?“—„Ja.“—„Sie haben auch hier im Saal gepredigt?“—„Ja.“—„Haben Sie ein Papier daß Sie Prediger sind?“—„Ja.“—„Englisch?“—„Ja.“ (Ich hatte mir in Konstantinopel von Direktor Stolzfuß dieses geben lassen.)—„Wir haben den Auftrag, Sie freizulassen.“

Auf dem Wege aus dem Gerichtssaal traf mich eine Dame, die erklärte: „Ich habe bewirkt, daß Sie frei sind.“ Ich hatte nicht Zeit, weiter zu fragen, wer sie sei. Es war mir nur interessant, daß sie erreicht hatte, was der englische höhere Reverend nicht vermochte. Sie dankte mir für die Predigt, die ich „gestern“ gehalten habe.

So fuhr ich denn durch die volkreichen östlichen Staaten den Steppenländern des mittlern Nordamerika zu. In Chicago hielt ich einige Tage an und besuchte dort die Mission 2812 Lincoln Ave., wo in dieser Zeit auch eine Sitzung der menn. Hilfsorganisation tagte. Von dort ging es weiter zu meinen Verwandten in Kansas.

Diese waren vor annähernd 50 Jahren eingewandert und die briefliche Verbindung hatte ich nur mit einem Cousin unterhalten, der jetzt aber schon gestorben war. Daß ich nun in dieser gezwungenen Weise zu ihnen als Gast auf unbestimmte Zeit kommen mußte, alt, fränklich, physisch wenig arbeitsfähig, während sie als Farmer nur solche Arbeit hatten, drückte aufs Neue das Gemüt. Doch die Aufnahme war durchaus freundlich. Der Herr vergelte es ihnen.



## In Amerika. Arbeit und Leiden.

Es war mir klar, daß, wenn die Sowettregierung in Rußland bleibt, es um unseres Volkes willen auch Kampf geben werde. Man fand allgemein die Bereitwilligkeit, der Hungersnot durch Spenden entgegen zu treten, aber ich wußte, daß eine Herausrettung aus dieser religiös und sittlich vergifteten Atmosphäre in Rußland stattfinden müßte. Dieses Problem schien mir auch sehr schwierig, aber ich dachte dann auch, daß z. B. bei einer Feuersbrunst, wo Menschenleben in Gefahr sind, man wenigstens versucht so viel zu retten wie möglich, wenn auch nicht alle. In dieser Beziehung fand ich wenig Verständnis. Dazu bestanden gegen unsere Rußländer Geschwister mancherlei Vorurteile. Man konnte nicht gut verstehen, daß sie, durchschnittlich genommen ungefähr solche Menschen seien wie sie hier in Amerika auch sind. Ich fühlte mich gedrungen, wenn auch mit gewisser Zurückhaltung, gelegentlich in meinem geringen Teil solcher Auffassung entgegen zu arbeiten. Ich war deshalb auch von ganzem Herzen Gott dankbar, als sich der Mann fand, der Mut und Ausdauer genug hatte, dieses Werk der Herausrettung möglichst vieler Mennoniten aus Rußland nach Amerika anzufangen. Es war Prediger und Aeltester David Coews.

Hier in Amerika war die Stimmung wohl allgemein für die Notwendigkeit der Hilfeleistung in der Not, Hierin haben unsere Brüder auch Großes getan, sie waren aber auch mehr oder weniger entschieden gegen eine Einwanderung rußländischer Mennoniten nach Amerika. Selbst bettelarm und in dem Bewußtsein, daß es keine Kleinigkeit sei, sich an das Herüberbringen von 80,000 Menschen zu machen, gab es in mir oft

die schwersten Kämpfe und ich mußte oft nicht, in welcher Weise ich meinen Einfluß in dieser Richtung geltend machen sollte oder könnte. Es brannte in mir ein Verlangen, in weitem Kreise mitteilen zu dürfen, was wir durchlebt, selbst gesehen und von vielen Zeugen gehört hätten.

Der Herr öffnete und ebnete dann auch den Weg, daß ich eine Reihe von Staaten besuchen und neben der Verkündigung des Evangeliums Mitteilungen aus Rußland machen durfte, die jedenfalls dem Hilfswerk förderlich gewesen sind. Ich erhielt zunächst eine dringende Einladung, nach Californien zu kommen.

Nachdem ich mehrere Monate auf Reisen gewesen, kam ich nach Mountain Lake, Minn., wo ich in Prediger N. N. Siebert einen warmen Freund, nicht nur für mich persönlich, sondern auch für das Hilfswerk an den Rußländern fand. Dieser gab mir eine Empfehlung an die Gemeinden in Canada, wohin ich dann auch meinen Weg lenkte, doch mit großem inneren Wanken und viel Gebet, der Herr möchte diese Reise ordnen und segnen. In Winkler, Man. angekommen, wurde ich aufs Herzlichste empfangen und begrüßt. Denselben Tag wurde aber noch von Altona, etwa 20 Meilen entfernt, telephoniert, ich möchte hinkommen und Aeltesten Dav. Loews von Koshern, Sask., der grade nach Manitoba gekommen war, auf einer Reise begleiten, um gemeinsam für die Rußländer zu wirken, sowohl in betreff der Unterstützung als auch der Auswanderung und Einwanderung nach Canada. Mit andern zusammen hatte er einen etwas großzügig angelegten Plan ausgearbeitet, nach welchem es möglich wäre, dieses Problem zu lösen. Wir haben nun miteinander eine Reihe verschiedener Richtungen der Mennoniten besucht und Vorträge gehalten, indem ich meistens aus eigenem Anschauen

und Erleben Mitteilungen machte und auf Fragen so gut wie möglich antwortete und Br. Loewis dann weiter für die Hilfeleistung sprach und seinen Plan darlegte. Dieser ist ja nun nicht zur Tat geworden, weil er zu wenig Anklang in den Gemeinden fand. Der Herr gab dann aber einen andern Weg, auf dem in den Jahren 1923 bis 1927 mehr als 18,000 Mennoniten die Möglichkeit gewährt wurde, meistens auf Kredit, herüber zu kommen und in Canada eine neue Heimat zu gründen. Dieser Mann hat sich durch keinen Widerstand, Verläumdung oder Verdächtigung in seinem Streben, den Rußländern zu helfen, irre machen lassen. Und Gott hat es ihm gelingen lassen. Dieses Rettungswerk setzt sich noch immer fort. Ich weiß sicher, daß es damals so Gottes Führung war und ich danke ihm dafür, daß ich ein wenig mithelfen durfte, die Gemeinden für diese Arbeit zu erwärmen. In ähnlicher Weise wie in Manitoba durfte ich dann auch in Saff. wirken. Ueber Nord-und-Süd-Dakota, Minnesota und Nebraska kam ich dann wieder nach Kansas.

Während dieser ganzen Zeit war ich ziemlich leidend. Ich mußte viel husten, viel gelben Eiter und öfters auch Blut speien. Arztliche Untersuchungen stellten fest, daß meine Lunge in sehr bedenklichem Zustand sei und daß ich unbedingt Ruhe brauche, die ich aber auf der Reise, fogut auch allenthalben die Verpflegung und Aufnahme war, nicht haben konnte. Außerdem spürte ich jetzt auch mehr denn je vorher, daß meine Nerven gelitten hatten. Ich mußte oft wegen einer kleinen Angelegenheit weinen und konnte mich nicht beherrschen. Auch die Nachrichten von Rußland und namentlich von meiner Familie wirkten nachteilig auf meine Gesundheit.

In Hillsboro ließ ich mich noch einmal gründlich auf meinen Gesundheitszustand untersuchen, um dann

ärztlich mein Todesurteil zu hören. Das lautete kurz: „Hoffnungslos tuberkulos.“ Das Höchste wäre, mit Hilfe längerer ärztlicher Behandlung, noch einige Jahre mitlaufen. Eine etwas später in Newton vollzogene Untersuchung mit Röntgenstrahlen hatte dasselbe Resultat. Gott hat es anders gefügt. Ich bin wieder gesund geworden, nicht plötzlich sondern allmählich. Mein körperliches Befinden ist so gut wie es viele Jahre nicht war.

### Meine Familie in Rußland seit meiner Flucht.

Was meine Familie in dieser Zeit alles durchmachen mußte, kann ich in wenigen Worten schwer schildern. Die Soldateneinquartierungen wurden fortgesetzt, bis auch die Familie nichts mehr zu essen hatte. Dann wurden die Soldaten böse, nahmen noch etwas mit und zogen ab. In dieser Zeit wurde in unser nicht großes Haus ohne zu fragen, eine russische Familie gesandt, rohe diebische Menschen. Meine Familie mußte sich alles gefallen lassen.

Nach dem Abzug der letzten Soldaten fing die Hungerperiode an. Es mußten von den wenigen Sachen, die die Familie noch hatte, was unter diesen Umständen noch entbehrlich war, auf den Markt nach dem 10 Werst entfernten Lokmal zum Verkauf gebracht werden, um dafür Brot zu kaufen. Doch auch das reichte nicht. Freunde aus den Dörfern, die weniger beraubt waren, haben auch mitgeholfen. Doch hat die Familie entsetzlich an Unterernährung gelitten. Manches wurde gegessen, was wohl den Leib füllte, aber nicht Nährkraft hat, z. B. die Magermilch mit 2 Teilen Wasser vermischt etwas Schrotmehl hineingetan und davon nicht genügend.

Das war die Mahlzeit. Alle wurden sehr mager. Doch das war so allgemein, daß ich hier auf die Schilderung verzichtete. Meine Familie hat wenigstens nicht krepierendes Vieh, Mäuse usw. gegessen, wie viele andere. In dem Wolotschnaer Mennonitenbezirk starben in dieser Zeit bei einer Bevölkerung von ca. 25,000 nach offiziellen Angaben 326 an Hunger. In dem benachbarten Prißibier Bezirk (Lutheraner und Katholiken) war das Verhältnis viel ungünstiger. Von ca. 11,000 starben über 1,000.

Grade in der höchsten Not kamen die amerikanischen Brüder, richteten Küchen ein usw. Sie hätten eher am Platz sein können, die russischen Behörden verzögerten die Hilfe.

Zum Hunger gesellte sich Frost und anderes. Das Heizmaterial konnte nicht beschafft werden. Schulen und Krankenhäuser konnten nicht erwärmt werden. Meine Kinder haben einen Winter hindurch fast unausgesetzt schlimme Hände gehabt infolge von zerplatzten Frostbeulen. Meine Tochter schreibt von den jüngsten Kindern: Das Schuljahr ist verpfuscht wegen Mangel an Nahrung, Heizung und Kleidung.

Gott sei Dank, die ganze Familie ist am Leben geblieben. Doch eine Tochter erkrankte derart an Tuberkulose, daß sie sich nicht mehr erholen konnte. Sie ist bis heute also mehr als 5 Jahre, schwer leidend und menschlich zu urteilen, ist nicht Aussicht auf Gesundwerden.

Meine Frau war infolge der beständigen Aufregungen und Entbehrungen ebenfalls die ganze Zeit sehr leidend und mitunter schwer krank. Besonders hatten auch ihre Nerven gelitten.

## Reise meiner Familie nach Amerika.

Im Sommer 1923, während ich in Oklahoma war, bekam ich von meinem Sohn Jakob die briefliche Nachricht, daß er aus Rußland geflüchtet und auf dem Weg nach Canada sei. Indem er versuchte, für meine Familie die Pässe zu besorgen, sagte man ihm, daß er diesen nicht erhalten werde. Er ist also auf illegale Weise über die Grenze gekommen. Am 22. September erhielt ich von Libau in Lettland ein Telegramm von meiner Familie, daß sie auf dem Weg nach Canada sei. Weitere briefliche Mitteilungen sagten, daß man ihnen in Moskau erklärte, die Einwanderungs-Quote der U. S. A. sei voll und sie können hierher nicht kommen. Das war ja nun ganz gegen mein Vorhaben. Ich hielt das Klima in Canada für meine und der Meinen geschwächte Gesundheit zu rauh. Doch eilte ich nach Winnipeg, Manitoba, um dort die Meinen nach annähernd dreijähriger Trennung endlich zu begrüßen. Doch es konnte nicht so bald geschehen. Zunächst wurde sie in Lettland über 2 Monate wegen mangelhafter Gesundheit zurück gehalten und dann noch meine Frau mit den zwei Jüngsten in England 7 Wochen. Die vier ältesten Kinder kamen den 14. September 1923 in Winnipeg an, meine Frau mit den Jüngsten den 30. Januar 1924.

Die Familie mußte sofort in physische Arbeit eintreten. Der Sprache nicht mächtig, dienten die Mädchen zunächst bei den Juden in Winnipeg, die fast alle Deutsch und Russisch sprachen. Eine Tochter war in Rußland Lehrerin, eine andere hatte das Lehrerseminar beendet. Der Dienst, namentlich bei diesem Volk, war mit vielen Demütigungen und Unannehmlichkeiten verbunden. Sie konnten aber bald genügend Englisch und erfuhren in

der Regel bei Engländern eine viel bessere Behandlung. Ich war einige Monate Gehilfe des Redakteurs der „Menn. Mundschau.“ Dann pachteten wir in der Nähe der Stadt eine Gemüesefarm. Mein Sohn Jakob, der das medizinische Studium in Rußland zur Hälfte beendigt und dann auch schon einige ärztliche Praxis hatte, mußte hier ebenfalls physisch arbeiten, um Reiseschulden zu zahlen, hat dann aber auch versucht, sein Studium fortzusetzen. Infolge der langen Unterbrechung und besonders der langen und schrecklichen Kerkerhaft hatte er von dem früher Gelernten viel vergessen. Dazu kam hier in Amerika die Schwierigkeit der englischen Sprache.

Unser aller Befinden hat sich auffallend gebessert, seit wir aus dem russischen „Paradies“ heraus sind, ausgenommen die schwindelartige Tochter. Zwei andere hatten anscheinend auch den Anfang dieser Krankheit, jetzt ist keine Spur davon. Auch meine Frau ist ganz gesund. Ich arbeite nebenbei etwas mit an christlichen Zeitschriften.

Durch Hilfe lieber Freunde und Brüder im Herrn wurde ich nach Mountain Lake gerufen und durfte mit den 3 Jüngsten außerhalb der Quote über die Grenze wieder in die V. Staaten. Hier habe ich im Kleinen mit einer Buchhandlung angefangen.

Im Blick auf meine schwerste Zeit, während ich mich über ein Jahr lang verstecken mußte, muß ich noch zwei Tatsachen zur Ehre des Herrn mitteilen.

Ich war die erste Zeit, etwa ein Jahr lang, so gesund, wie ich auch in normaler Zeit bei guter Kost und guten Verhältnissen oft nicht war. Ich hatte nie eine Erkältung, nie Husten. Nur in der letzten Wäturner Zeit wurde ich ungesund. Der schwere Husten stellte sich erst in Konstantinopel ein. Ich hätte mich unmög-

lich an vielen Orten so verstecken können, wenn ich hätte husten oder niesen müssen.

Zweitens, ich habe in dieser ganzen Zeit immer gut geschlafen, während ich früher oft an Schlaflosigkeit litt. Besonders aber hatte ich nie beunruhigende Träume. Die stellten sich aber später ein. In Amerika werde ich immer wieder im Traum verfolgt, befinde mich in der größten Gefahr, so daß ich davon aufwache. Ich habe in jener Zeit und später oft an das Wort Davids gedacht, der auch von Feinden verfolgt wurde, Psalm 4, 9: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du Herr hilfst mir, daß ich sicher wohne.“

Mein Lebenstag neigt sich zum Ende, ich bin 64 Jahre alt. Ich wünschte dieses Werkchen als ein Zeugnis an die Welt und für Kinder Gottes zu hinterlassen. Der Herr segne es!

H. R.



## Nachtrag

10. Jan. 1928.

---

Soeben habe ich die Korrektur des Vorstehenden gelesen. Nun sehe ich mich veranlaßt, noch einiges hinzuzufügen.

1. Die Tochter, die seit der schweren Zeit in Rußland nicht mehr zu Kräften kommen konnte, legte sich zum letzten Mal am 23. Mai, um nicht wieder aufzustehen. Seit der Zeit war sie Tag und Nacht pflegebedürftig. Meine älteste Tochter kam besuchsweise auf 6 Monate von Canada, um sie pflegen zu helfen. Diese erkrankte Mitte Oktober und ging den 5. Dez. im Glauben heim. Sie war nicht lungenkrank. Evangeline, die jüngste, folgte ihr nach beinahe siebenmonatigem schwer bettlägerigem Zustand den 13. Dezember. Ihr letztes Wort war mit lächelndem Munde: „Jesus.“ Menschlich betrachtet, muß sie auch als ein Opfer bolschewistischer Miswirtschaft angesehen werden. Doch der Herr hat alles wohlgemacht, obzwar er uns auch in letzter Zeit noch in Leidestiefen getaucht hat.

2. Jesus sagt: „Geben ist seliger als nehmen.“ Das haben wir, meine Familie und ich, so erfahren, wie wir es früher nicht gedacht hatten. Ich habe bei vielen Leuten verschiedener Nationalität Unterkunft und Brot gefunden, ohne die Möglichkeit, es zu bezahlen. Sie haben es aber auch nicht verlangt. Mich hat das oft gedrückt. Besonders demütigend war es mir, als ich in der letzten B.-er Zeit ziemlich zerlumpt war. Ich kam einmal in das Haus meiner russischen Freunde,

als es sehr geregnet hatte. Schuhe und Strümpfe waren zerrissen, und meine Füße waren durch das Wasser naß geworden. Das war gewöhnlich nachteilig für meine Gesundheit. Da fragte ich die Frau, ob sie mir Strümpfe leihen könne bis meine getrocknet sein würden. Leider, sagte sie, wir haben selbst keine ganzen Strümpfe mehr. Da war ich still. Nach einigen Minuten kommt eine Frau, die auf dem Hofe wohnte, eine Tagelöhnerin, des Lesens und Schreibens unkundig, orthodox aber für die Wahrheit empfänglich—ich hatte mit ihr auch über Seligwerden gesprochen—und bringt mir ein Paar ganze Strümpfe. „Danke,“ sagte ich zu ihr, „ich werde sie zurückgeben, wenn meine trocken sein werden.“—„Das brauchen Sie nicht. Die schenke ich Ihnen.“—Ich machte Einwendungen, doch sie schaute mich so glücklich an, darüber jedenfalls, daß sie mir auch einen Dienst leisten könnte, daß ich sie nahm. Nachher aber schämte ich mich gründlich, „Solche Person schenkt dir Strümpfe und du nimmst sie.“ Meine waren freilich total verbraucht. Leute, die in der Lage sind, geben zu können wie ich es früher auch konnte, sollten dieses Vorrecht schätzen. Man ist mir, auch als die Familie hier war, sehr entgegen gekommen und hat dadurch unsere Lage bedeutend erleichtert. Aber demütigend ist es doch. Einer meiner Verwandten, der noch selbst die Reise nach Canada für sich und Familie bezahlen konnte und dann sogleich Arbeit fand, schreibt mir: „Gott sei Dank, daß ich mir noch nichts habe schenken lassen brauchen.“

3 In Konstantinopel erhielt ich von dem Mann. Komitee Kleider und auf Ellis Island durch einen Baptistenprediger wieder noch bessere so daß ich ganz anständig in unsere Gemeinden kam. Unter andern Stücken gab man mir auch einen langen noch recht

schönen Gehrock, wahrscheinlich von einem Prediger abgelegt, der aber in unsern Gemeinden durchaus nicht nach der Mode war. Da fragte man mich mitunter: „Hast du den aus Rußland mitgebracht?“ Ich mußte darauf antworten: „Aus Rußland habe ich überhaupt keinen Rock mitgebracht, sondern nur eine sehr schlechte und nicht mehr ganze Bluse.“

4 Ein Bruder, der auch sehr schwere Erfahrungen in Rußland durchgemacht hat, kam vor Kurzem als armer Immigrant, der auch noch die Reise schuldig wurde, nach Canada. Ein reicher Farmer fuhr mit ihm seine Besitzungen rund. Unterwegs sagte der zu ihm: „Ihr habt doch viel erfahren.“—„Ja,“ sagte der Rußländer, „aber du könntest mir alle deine Farmen geben, ich würde dafür nicht diese Erfahrungen austauschen wollen.“ Das Bekenntnis muß ich auch ablegen. Diese Erfahrungen von der Wunderhilfe des Herrn in den schwierigsten und gefährlichsten Lagen würde ich nicht hergeben für alle Schätze der Erde. Sie sind uns zum Segen geworden. Und unsere Kinder, die eine furchtbar schwere Jugend durchlebt haben, sie haben den Ernst des Lebens kennen gelernt. Das ist für sie ein großer Schatz. Wenn andere, die das Evangelium nur mehr als Lehre kennen, in allerlei Zweifel oder Unglauben geraten, dann stehen vor den Augen unserer Kinder gewaltige Tatsachen als Zeugen dagegen weil wir so oft und offensichtlich den Eingriff und die Hilfe Gottes erfahren durften.

5 Auch unsere Gemeinden in Rußland haben große Segnungen infolge dieser Leidenszeit erfahren. Wie war das geistliche Leben vielfach so oberflächlich, so weltförmig geworden, die Gesinnung meistens so materialistisch. Das ist ganz anders geworden. Und merkwürdig: Während der Terror wütete und später der

Sungertod drohte, regte sich wenig. Nachher, als die Verhältnisse sich gebessert hatten und die Möglichkeit war, über alles ruhig nachzudenken fingen die Erweckungen an. Ganze Dörfer, die von gründlicher Befeuerung nichts wissen wollten, wurden wie umgewandelt. Während die Sowettmacht bestrebt ist, alle Religion bis auf den Grund auszurotten, hat auch in dieser Hinsicht—und das ist das Wichtigste—der Herr bewiesen, daß er als der Stärkere über den Starken gekommen ist und ihm den Raub entrißen hat. Ich habe solches Regen und Leben, wie es aus letzter Zeit von dort berichtet wird, unter Alten und Jungen, noch in Amerika nirgends gefunden. Der Teufel weiß mehr als wir, aber er ist nicht allwissend, und schließlich schlägt er sich selbst über den Kopf.

6. Ich lasse jetzt noch ein kurzes Kapitel aus meinem Buche: „Bilder aus Sowetrußland“ folgen. Es bezieht sich auch auf die Zeit meiner Flucht im Hochsommer 1921. Wir fuhren auf gewöhnlichen Steppenwegen, an denen noch nie etwas getan war.

### III. Brot und Speck als Reisepaß.

Verschiedene Umstände erforderten es, daß ich die Reise von Nord-Taurien in die Krim machte, eine Entfernung von ungefähr 250 Werst. Früher wäre es niemand eingefallen, diese lange Strecke mit Wagen und Pferde zu machen, und wenn man auch sehr gute Pferde hatte, die gerade müßig im Stall standen. Jetzt hatte ich keine Aussicht, mit der Bahn fahren zu können; es gab auch überhaupt sozusagen niemand, der das riskierte, was mit der Bahnfahrt verbunden war.

Ein Bauer aus der Krim hatte einige Passagiere nach Norden gebracht und erklärte sich bereit, auf dem Rückwege mich mitzunehmen. Außer mir

waren noch zwei Lehrer, die wir mit dem Fuhrmann zusammen die Fahrgesellschaft bildeten. Zwei magere, zweijährige Pferdchen und ein Bretterwagen, so wagten wir uns auf die Reise. Früher hätten wir das nicht getan. Wie wäre es uns ergangen, wenn es unterwegs gründlich geregnet hätte!

Beim zarischen Regime sagte man, daß der Mensch in Rußland aus Leib, Seele und Paß bestehe, und die liberaleren Richtungen hatten auf ihrem politischen Programm unter anderem auch die Aufhebung des Paßzwanges. Ich bin aber oft in die Krim oder umgekehrt gefahren, ohne einen Paß mitzunehmen und habe deshalb niemals Unannehmlichkeiten mit der Polizei gehabt. Jetzt ist in dem „freien“ Rußland die Bewegungsfreiheit so eingeschränkt, daß man meistens einen schriftlichen Ausweis haben muß, wenn man in das Nachbardorf will.

Ich hatte die Bescheinigung aus einem Dorf-Sowett, wer ich sei, und was in diesem Fall viel wichtiger war, einen Durchlaßschein in die Krim von einem „Wolispolkom“ (ausführendes Komitee der Wolost).

Die Zeiten sind in Rußland aber so, daß man auch bei den besten Papieren nicht sicher ist. Wohl niemand, außer den Kommunisten, geht ohne eine gewisse Besorgnis auf die Reise. Uns wurde aber vorher mitgeteilt, daß das Wesentlichste bei der Einfahrt in die Krim ein Stück Weißbrot sei, was damals wohl noch in unseren deutschen Dörfern, auf sehr vielen andern Stellen aber nicht mehr, zu haben war, und ein Stück Schinken, Speck oder dergleichen. Wir versorgten uns also auch noch mit diesen nötigen Dokumenten.

Trotz allen diesen Vorsichtsmaßregeln waren wir nicht ganz ohne Besorgnis, als wir uns der Grenze von

zwei Gouvernements\*) desselben Sowetrußland näher-  
ten, einmal unserer Sachen wegen, die auf solchen  
Grenzen oft „requiriert“ werden, aber noch mehr un-  
serer Person wegen, die sehr leicht buchstäblich irgendwo  
hinein geraten kann.

Wir kommen an die berühmte, jetzt aber halbsbrecher-  
isch schlechte Tschongarbrücke. Es ist ungefähr acht Uhr  
morgens. Dicht vor der Brücke erscheinen plötzlich zwei  
junge Soldaten, unschuldig aussehende Burschen, fragen  
nach den Papieren und sehen, was wir auf dem Wagen  
haben. Ich gebe dem einen meinen persönlichen Ausweis  
öffne aber gleichzeitig den Speiseforb und lange ein  
tüchtiges Stück Weißbrot und dazu ein entsprechendes  
Stück Speck heraus. Da war es zu sehen, wie sich ihre  
Züge verklärten und als ich ihnen noch einige Nessel  
gab, die im vorigen Sommer ziemlich rar waren, da  
vergafsen sie vollständig, mir das wichtigste Dokument,  
den Durchlaß, abzuverlangen. Die Sachen wurden nicht  
untersucht.

Das war mitten im Sommer. Mehrere Monate  
später schreibt jemand aus einem deutschen Dorfe der  
Krim, daß die dortigen Bewohner in die nahe Stadt  
nicht ohne Dokumente fahren dürfen. „Hast du aber  
ein Stück Brot bei dir, dann öffnen sich dir alle Herzen  
entgegen, dann kommst du durch ganz Rußland.“

---

\*Früher war es ein Gouvernement, Taurien.

Von demselben Verfasser, A. R., ist erschienen:

## **Bilder aus Ssowetrußland.**

Ein Beitrag zur Charakteristik Rußlands. 173  
Seiten. 60 Cents.

In 23 Kapiteln wird das Leben in dem gegenwärtigen Rußland nach verschiedenen Seiten und durch verschiedene Beispiele geschildert. So im 1. Kapitel, wie Zeltevangelist Jakob Dick von Halbstadt und vier seiner Genossen, nachdem er den ganzen Vormittag den rohen Machnowzen mit geisterfüllten Herzen das Evangelium gepredigt, elend umgebracht wurde. Im 7. Kapitel wird erzählt, wie das von Abrah. Garder in Schönau an der Molotschna gegründete russische Waisenhaus ihm weggenommen und er mit Frau, die mit der größten Selbstverleugnung diesem Werk gedient und es in jeder Hinsicht musterhaft geleitet hatten, aus der Anstalt vertrieben wurden, nur weil sie die Religion nicht aufgeben wollten, und wie diese Anstalt dann verwaarloste und zuletzt einging. Das 15. Kapitel „Nicht gut aufgepaßt“ erzählt von einem russischen Revolutionär, der aus Südamerika mit großer Begeisterung nach Rußland, von wo er geflüchtet war, zurückkehrte, und dort rein ausgeraubt und in der verschiedensten Weise beleidigt wurde. — Das Buch dürfte in jedem Hause eine angenehme und sehr nützliche Lektüre sein.

Von dem Verfasser dieses Werchens ist in Vorbereitung für die Zweite Auflage (die erste ziemlich hohe Auflage ist sozusagen ausverkauft).

### **Bilder aus Ssowetrußland.**

Dieses in erster Auflage 167 Seiten starke Buch wird umgearbeitet und ergänzt, wird wohl annähernd 200 Seiten dick werden und enthält dann manche später gesammelten Daten, während einige Stücke wegfallen. So Gott will, dürfte dieses Buch einige Monate später erscheinen.

N. Kr.

### **Hier einige Kapitelüberschriften.**

Christliche Märtyrer im zwanzigsten Jahrhundert

Die Machnowschtschina

Die Tschongar-Brücke

Die Russen und wir

„Und Ihr seid auch Banditen!“

Das russische Waisenhaus in Schönau

Einst und jetzt

Am Wege und abseits

Ehrliche Diebe

Lampen

Ursachen der Hungersnot

Der südrussische Bauer und seine Pferde

Nicht gut aufgepaßt

Besser aufgepaßt

Es wird ernst

Der Terror in der Halbstädter Wolost

Flüchtlingseleid

Bodwodd-Leben

„Kleinigkeiten“

Das geistliche Erwachen Rußlands

**Clara Tetrowna.** Eine Episode aus dem Gefängnis-Leben. Von meinem Sohn.



# Der Mitarbeiter

Ein Organ im Interesse der  
Reichsgottesarbeit.

Unter diesem Titel sind 13 Hefte erschienen zu je  
32 Seiten im gutem klaren Druck und  
auf gutem Papier.

Hr. Kröfer und N. N. Siebert, Herausgeber.

Mitarbeiter Prediger Hr. Unruh Winkler, Man.,  
früher theologischer Lehrer an dem Predigerseminar  
in Tschangraw, Rußland; Prediger Basel in Texas,  
früher Bettebangelist in Deutschland und verschiedenes  
andere.

## Programm

Arregung und Anleitung für Prediger weniger  
theologisch gebildete und verschiedene andere Missions-  
arbeiter; Predigtentwürfe und Dispositionen; Gedichte  
und Deklamationen für Jugendvereine, Sonntagsschulen  
usw.; Orientierende Artikel in Politik und Gegenwarts-  
fragen religiösen Charakters; Mitteilungen aus allen  
Zweigen der Mission und aus allen Ländern der Welt;  
Artikel über Literatur und Bücherbesprechung.

Diese 352 Seiten werden jetzt unter den Selbstkosten  
zu 50 Cents ohne, 60 Cents mit Porto verkauft und  
überallhin versandt.

Es ist Material, das nicht veraltet, das noch nach ei-  
nem Menschenalter, wie auch jetzt wertvolle Dienste lei-  
sten kann.

A. Kröfer, Mountain Lake, Minn., U. S. A.

### Berichtigung einiger Fehler

Seite 20, Zeile 14 von oben statt  
jayweore — jayweo.

Seite 61, Zeile 10 von unten statt  
September — Dezember.

Seite 69 ist etwas ausgelassen, soll  
heissen: „Hast du aber ein Stück  
Brot bei dir, dann öffnen sich dir  
alle Thren, dann schlagen dir alle  
Herzen entgegen, dann kommst du  
durch ganz Rußland“.

In der Anzeige von „Sjowetruß-  
land“ S. 70 sind logische Uneben-  
heiten und mehrere Fehler. Das  
Buch hat, wie einmal richtig gesagt  
ist, 173 Seiten.

Das russische Wort „Sjowett“  
hätte konsequent immer so geschrie-  
ben werden müssen.